OLZ

XLIV / 4 APRIL 1941

Zur Kenntnis der Prakrit-Grammatiker.[1]

Von L. Alsdorf.

1. Zu der wissenschaftlichen Ausbeute von Sylvain Lévis Reise nach Nepal gehörte auch die Photographie einer bisher völlig unbekannten Prakrit-Grammatik, des Prākṛtānuśāsana von Puruṣottama. Mit der Bearbeitung des Werkes betraut, stellte Frau Nitti-Dolci fest, daß es zu der von Grierson so genannten östlichen Schule der Prakrit-Grammatik gehörte. Seine weitgehende Übereinstimmung mit den schon bekannten östlichen Grammatikern Mārkaṇḍeya und Rāmaśarman machte es möglich — wenn auch immer noch alles andere als leicht —, die nackten, des Kommentars und der Beispiele entbehrenden Sutras, die allein die Handschrift bietet, fast vollständig herzustellen und zu verstehen. Die Herausgeberin läßt daher auf die sorgfältige, ihr unverständlich Gebliebenes gewissenhaft bezeichnende Textausgabe eine Übersetzung mit Erläuterungen und Beispielen folgen und gibt zu jedem Sutra die Entsprechungen in den übrigen Prakrit-Grammatiken und die einschlägigen Paragraphen von Pischels Grammatik an. Drei Indices (alphabet. Sutra-Liste, termini technici, Sanskrit- und Prakrit-Worte) verstärken die Überzeugung, daß für die Erschließung und praktische Brauchbarmachung des Textes das denkbar Mögliche geschehen ist.

Aber nicht darin, daß er uns Neues lehrte, ja überhaupt nicht so sehr in dem, was er uns lehrt, liegt die Bedeutung dieses Textes. Die beiden eben genannten östlichen Grammatiken sind Werke der Spätzeit, und da anderseits die Vielzahl der behandelten Dialekte ihr hervorstechendstes Merkmal ist, so galt es seit Ch. Lassen als ausgemacht, daß ein Prakrit-Grammatiker um so jünger sei, je mehr Sprachen er behandle. Diesen Lehrsatz stößt der neue Text um; denn wenn auch die in der Einleitung der Ausgabe angestellte gründliche Untersuchung die Identität des Prakrit-Grammatikers Puruṣottama mit dem ins 11. Jahrhundert oder in den Anfang des 12. zu setzenden bekannten Sanskrit-Grammatiker und -Lexikographen gleichen Namens zwar nicht unwahrscheinlich macht, aber auch nicht nachweisen kann, so genügt doch schon das Datum der nepalesischen Handschrift — A. D. 1265 —, um zu zeigen, daß die östliche Schule schon mehrere Jahrhunderte vor Mārkaṇḍeya und Rāmaśarman genau die gleiche Vielzahl der Sprachen in der gleichen Anordnung behandelte wie jene. Dazu ist auch Puruṣottama ersichtlich nicht der Begründer dieses Systems, sondern setzt eine lange Tradition voraus. Das ganz neue Licht, das so auf die östliche Schule fiel, forderte zu einer neuen Untersuchung ihrer Eigenart und ihres Verhältnisses zu den übrigen Prakrit-Grammatikern heraus, und so erwuchs aus der geplanten Einleitung zur Ausgabe des Puruṣottama das dritte und wichtigste der hier angezeigten Bücher, die „grammairiens prakrits". Als eine Nebenfrucht ergab weiter die eindringende Beschäftigung mit den östlichen Grammatikern

2. die Ausgabe der noch unveröffentlichen Teile der Grammatik des Rāmaśarman. Dieses Werk ist bekanntlich nur in einer verzweifelt schlechten bengalischen Handschrift erhalten, deren Lesung und Herstellung Sir George Grierson einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Arbeitskraft gewidmet hat. Von den 15 „Blütenbüscheln" (*stabaka*) der 3 „Zweige" des „Prakrit-Wunschbaumes" hat er im Laufe der Jahre den 8. (I, 8) über die Wurzelsubstitute und die letzten sechs (II, 1—3; III, 1—3) über die Dialekte herausgegeben und bearbeitet. Noch nicht veröffentlicht war die mehr als die Hälfte des Ganzen einnehmende Darstellung der von den Indern als Normal-Prakrit betrachteten Māhārāṣṭrī. Mag sie auch für uns weniger interessant sein als die der Dialekte, so ist ihre Kenntnis doch, wie Frau Nitti-Dolci S. V oben mit Recht betont, für das Verständnis des ganzen Werkes unerläßlich. Sie schließt daher die von Grierson gelassene Lücke durch eine treffliche Ausgabe der Stabakas I, 1—7 und 9. Auf jede Strophe des Textes folgt die Übersetzung, und zu jeder sind die Parallelstellen aus Hemacandra und Mārkaṇḍeya angegeben. Der Kommentar ist ab 6, 14 zu jeder Strophe vollständig mitgeteilt, bis 6, 14 im Anhang vollständig abgedruckt, während bei den einzelnen Strophen nur Beispiele und

1) 1. **Nitti-Dolci,** Luigia †: **Le Prākṛtānuśāsana de Puruṣottama.** Paris: Imprimerie Nationale 1938. (XXVII, 143 S., 1 Taf.) gr. 8° = Cahiers de la Société Asiatique n° VI. Frs. 75.—.

2. — **Édition de la première śākhā du Prākṛtakalpataru de Rāmaśarman.** Paris: Champion 1939. (XIII, 95 S., 3 Taf.) gr. 8° = Bibliothèque de l'École des Hautes Études n° 273.

3. — **Les grammairiens prakrits.** Paris: Adrien-Maisonneuve 1938. (VII, 229 S.) gr. 8°.

wichtige Einzelheiten ausgehoben sind. So werden auch von dieser Ausgabe alle denkbaren Wünsche erfüllt — bis auf einen: die zweite Hälfte des Prākṛtakalpataru bleibt zerstreut auf vier Bände des Indian Antiquary, ein Memoir der Asiatic Society of Bengal und einen Band der Sir Asutosh Mookerjee Silver Jubilee Volumes (dankenswerte Liste mit genauen Angaben S. Vf.). Der Gewinn für die Wissenschaft wäre außerordentlich vermehrt worden, wenn sich ein Weg gefunden hätte, die Erstausgabe von I, 1—7. 9 mit der Neuausgabe oder wenigstens dem Wiederabdruck der übrigen Stabakas des Werkes zu verbinden.

Mehr noch als diesen Mangel beklagen wir es, daß uns Frau Nitti-Dolci die kritische Ausgabe des Mārkaṇḍeya, zu der sie die Vorarbeiten bereits getan hatte, nicht mehr schenken kann: nachdem sie noch im Krankenhause ihr Imprimatur auf die Korrekturen des Rāmaśarman gesetzt hatte, ist sie am 1. 1. 1939 bei der Geburt ihres zweiten Kindes gestorben[1].

3. So bleibt als die Hauptfrucht ihrer eben erst sich entfaltenden wissenschaftlichen Lebensarbeit ihr Buch über die Prakrit-Grammatiker. Mit sicherer Beherrschung des Stoffes, feinem Einfühlungsvermögen und eindringendem Scharfsinn durchschreitet sie darin ein Gebiet, das zu den sprödesten und verwickeltsten der indischen Philologie gehört, für die mittelindische Sprachgeschichte aber von großer Bedeutung ist. Wie dringend es nach den nun schon so lange zurückliegenden Pionierarbeiten von Lassen und Pischel einer neuen Gesamt-Bearbeitung bedurfte, zeigt die Fülle neuer Ergebnisse und Ausblicke, zu denen die Verf. gelangt. Leider hat sie auf deren übersichtliche Zusammenstellung verzichtet[2] und nimmt nur einiges davon in einer Einleitung vorweg, die man mit größerem Nutzen zuletzt liest. Sie bricht darin zu Anfang eine Lanze für Lassen gegen Pischel, der in vielen entscheidenden Anschauungen auf den Schultern seines Vorgängers stehe und auch da stehen bleibe, wo Fortschritt und Berichtigung möglich und geboten gewesen wären (S. 2 oben). So betrachtet Daṇḍin (Kāvy. I 34) die Māhārāṣṭrī[3] nicht deshalb als das vorzüglichste Prakrit (*prakṛṣṭa prākṛta*), weil sie (Pischel Gramm. § 2) dem Sanskrit am ähnlichsten wäre (was tatsächlich keineswegs der Fall ist), sondern, wie der zu Unrecht nicht beachtete zweite Halbvers zeigt, aus rein literarischen Gründen (nichts lag ihm ferner als eine linguistische Klassifizierung!) als die Sprache des Setubandha und anderer berühmter Werke; die Zahl der behandelten Sprachen kann in keiner Weise als Kriterium für die Chronologie der Grammatiker dienen; wer (wie Pischel § 6) die Inder dahin berichtigt, daß das Prakrit nicht allein auf das Sanskrit, sondern auch auf das Vedische zurückgehe, vergißt, daß für sie das Vedische selbstverständlich mit zum Sanskrit gehört, legt also eine erst von uns vorgenommene Einengung des Begriffes Sanskrit zugrunde.

Von den sieben Kapiteln des Buches ist das erste und vielleicht ergebnisschwerste Vararuci und seinen Kommentatoren gewidmet. Der zwingende Nachweis der Unechtheit der Bücher 10—12, der ursprünglichen Einheit von 5 und 6 läßt uns das ursprüngliche Werk in ganz neuem Lichte sehen: es war ein in 8 Bücher eingeteilter Abriß nur der Māhārāṣṭrī, und zwar, wie ein Vergleich aller zitierten Worte und gelehrten Dubletten mit dem Wortschatz von Hālas Sattasaī zeigt, abstrahiert von einer mit der uns vorliegenden Sattasaī großenteils sich deckenden Gāhā-Sammlung. „Et même pour la Mahārāṣṭrī, ces sūtra ne peuvent aspirer au nom de grammaire: ils s'adressent, en sanskrit, à des gens connaissant le sanskrit pour leur enseigner à faire des *gāthā* prākrites" (S. 50).

In den Text und Interpretation des Prākṛtaprakāśa geltenden Einzeluntersuchungen seien ein paar störende Druckfehler beseitigt: S. 24 letzte Z. l. *vacchaṃ* st. *ca°*; 25, 1 l. *bhavati* st. *bhaca°*; 26, 15 l. *ils* st. *elles*; letzte Z. l. *ṇo* st. *no*; 42, 7 l. *āpelo* st. *ape*. — Das S. 42, 1 Bhāmaha zugeschriebene „**gauravaṃ* (Bhām. I, 43) qui est impossible en prākrit . . ." ist ein merkwürdiger Irrtum, da in Bhāmahas Text (ed. Cowell) gar nicht *gaurava*, sondern das vollkommen sprachrichtige *gaürava* steht.

Auf Vararucis Beschreibung der Māhārāṣṭrī gehen (S. 8) die Māhārāṣṭrī-Abschnitte sämtlicher andern Grammatiken zurück, auch Hemacandras, auch der östlichen: Vararuci spielt hier eine Rolle, die cum grano salis der Pāṇinis für das Sanskrit vergleichbar ist. Die Späteren suchen lediglich durch Zusätze usw. Vararucis Beschreibung veränderten Sprachzuständen oder gegenüber der lyrischen Māhārāṣṭrī erweiterten Literaturbereichen, die sie im Auge haben, anzupassen. So hat etwa — dies wird in Kap. V mit verblüffender Entscheidung einer alten Streitfrage gezeigt — Hemacandra den ganzen Vararuci seiner Darstellung ein-

1) Ihre Pariser Lehrer und Freunde (vorab L. Renou und J. Bloch) haben ihr ein Denkmal gesetzt in einer ihren Namen tragenden Bibliothek im Institut de Civilisation Indienne und in einer kleinen Gedächtnisschrift: „Luigia Nitti-Dolci. 31—VII—1903 —1—I—1939." (Université de Paris, Institut de Civilisation Indienne, Février 1939).

2) V. Pisani hat diese Lücke auszufüllen versucht am Schlusse einer sehr ausführlichen Inhaltsangabe des Buches im New Indian Antiquary, Vol. II p. 135—142, auf die hiermit verwiesen sei.

3) Verf. schreibt merkwürdigerweise meist falsch Mahā°.

verleibt, bietet also (S. 9 unten) statt einer wirklichen Grammatik des Jainaprakrit, wie man sie von ihm erwarten könnte, die klassische Māhārāṣṭrī-Grammatik, die er durch gelegentliche Zusätze dem Jainaprakrit notdürftig anpaßt.

Neben der „klassischen" Grammatik der lyrischen Māhārāṣṭrī muß es nun nach Ansicht der Verf. noch gegeben haben: 1. Grammatiken der Bühnendialekte, genauer und bescheidener: Anweisungen für Schauspieler zur richtigen Wiedergabe der Dialektrollen[1]; 2. Grammatiken des lyrischen Apabhraṃśa; 3. grammatische Regeln über die Paiśācī der Erzählungen[2]. Alle diese verschiedenartigen Materialien, vornehmlich auch die unter 1. genannten, vereinigt die eklektische östliche Schule, deren drei Vertretern Mārkaṇḍeya, Rāmaśarman und Puruṣottama[3] das dritte Kapitel gewidmet ist. Da ihre Einteilung der Prakrit-Sprachen in *bhāṣā*, *vibhāṣā*, *Apabhraṃśa* und *Paiśācika* sich ebenso im Bhāratīya-Nāṭyaśāstra findet — Verf. geht S. 5 so weit zu behaupten, sie hingen in ihrer Gesamtheit von diesem ab —, handelt vorher noch das II. Kapitel von „Bharata", d. h. von den grammatischen Fragmenten und der Anweisung über den Gebrauch der Sprachen im Drama im XVII. und von den prakritischen Dhruvā-Strophen im XXXII. Adhyāya[4]. Dabei werden XVII 1—62 in Text (nach der Ausgabe in der Gaekwad's Oriental Series, berichtigt unter Zuziehung einer nepalesischen Handschrift) und Übersetzung gegeben. Zu dem Sprachen-Gebrauch im klassischen indischen Drama bringt dabei die Verf. sehr interessante und aufschlußreiche Parallelen aus dem modernen bengalischen Drama und der italienischen Commedia dell'Arte bei. — In Kap. III — wo wir in Mārkaṇḍeya den gründlichsten und wissenschaftlichsten, gegenüber Hemacandra sehr zu Unrecht vernachlässigten Prakrit-Grammatiker kennen lernen — führt die Untersuchung der Zitate bei den östlichen Grammatikern zu wichtigen grundsätzlichen Feststellungen über die oft verkannten Zitiermethoden der Grammatiker und Inder überhaupt.

Aus dem IV. Kapitel über Kramadīśvara sei hervorgehoben die wichtige, die Theorie des Apabhraṃśa sehr vereinfachende Feststellung, daß Jacobi (Bhavisattakaha S. 72*ff.) diesen Grammatiker in einem entscheidenden Punkte mißverstanden hat: nicht der Vrācaṭa-, sondern der Ṇāgara-Apabhraṃśa ist auch bei Kramadīśvara die Hauptart des Ap.: „On aura toujours autant de profit à étudier l'introduction à la *Bhavisattakaha*, malgré cette confusion, à laquelle on remédie facilement si on remplace *vrācaḍāpabhraṃśa* par *nāgarāpabhraṃśa* toutes les fois qu'il est question de l'apabhraṃśa principal de Kramadīśvara" (S. 142).

Das V. Kapitel ist Hemacandra gewidmet. Das absprechende Urteil der Verf. über die wissenschaftlichen Methoden dieses unselbständigen Kompilators wird jeder unterschreiben, der sich näher mit ihm zu befassen hatte; es ist übrigens nicht neu, denn schon Pischel selbst hat sich darüber im Vorwort seiner Übersetzung (S. VI) mit nicht zu überbietender Schärfe geäußert. Ich selbst glaube in meinen „Apabhraṃśa-Studien" gezeigt zu haben, daß man Hemacandra Irrtümer und Flüchtigkeiten genug nachweisen kann; aber gerade da, wo Verf. ihn bei einem ganz besonders krassen „Mangel an kritischem Sinne" zu ertappen glaubt (S. 151), muß ich ihn mit Renou (a. a. O. S. 164) in Schutz nehmen: Pischels Übersetzung von I 209 comm. ist völlig befriedigend, die Interpretation, die Verf. dem Satze *atra . . . ārabdhavantaḥ* gibt, scheint mir schon rein sprachlich bedenklich. — Wichtig ist der Nachweis, daß Hem.s Darstellung der Bühnendialekte auf die gleiche Quelle zurückgeht wie ein Abschnitt in Namisādhus Kommentar zu Rudraṭas Kāvyālaṃkāra; für diese ihn nicht interessierenden Dialekte ist die Grammatik des Jaina-Mönches Hem. am wenigsten (wie umgekehrt die Schule der östlichen Grammatiker

1) Trümmer von solchen erblickt — ob mit Recht, ist mindestens sehr fraglich — die Verf. in den gleich zu erwähnenden grammatischen Fragmenten des Bhāratīya-Nāṭyaśāstra.

2) Ich glaube nicht an eine Erzählungs-Literatur in Paiśācī, sondern halte die Bṛhatkathā für den einmaligen (und mißlungenen) Versuch, die Paiśācī als Literatursprache einzubürgern.

3) Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß Verf. nur diese drei zur Ostschule rechnet, nicht wie Grierson auch Vararuci und Kramadīśvara.

4) Vgl. hierüber auch die sehr eingehende Kritik des hier besprochenen Buches von L. Renou, Journal Asiat. 1938 S. 159—168, die auch sonst zahlreiche Berichtigungen und Ergänzungen zu den Ausführungen der Verf.n bietet. R. schließt einen Exkurs über die Dhruvās mit der Bemerkung: „La parenté de ces *dhruvā* avec les *dhruva(pada)* ou refrains du *Gītagov.* reste assez obscure." Im Apabhraṃśa-Epos heißt (vgl. mein „Harivaṃśapurāṇa" S. 183) *dhruvā* oder *dhruvakam* eine jedem Kapitel vorausgeschickte Strophe, die das gleichbleibende Metrum der Ghattās in diesem Kapitel ankündigt; genau ebenso kündigt das *dhruva(pada)* im Gītagov. den gleichbleibenden Refrain für den ganzen Prabandha an. Von den dhruvās im Drama sagt R. selbst: „Leur objet principal semble etre d'indiquer par avance la situation et le „climat" du drame." In der „indication par avance" von etwas für ein folgendes Ganzes gleichbleibend (*dhruvam*) Gültigem — des Ghattā-Metrums für das ganze Kapitel, des Refrains für den ganzen prabandha, der „situation" und des „climat" für das ganze Drama, dürfte die von Renou gesuchte „parenté" liegen.

am meisten) maßgebend und brauchbar. Am wertvollsten ist Hem. durch seine ausführliche Darstellung des Apabhraṃśa. Dem entspricht allerdings nicht die Behandlung des Ap.-Abschnittes durch Frau Nitti-Dolci auf wenig mehr als einer Druckseite (S. 176f)[1].

Das VI. Kapitel ist überschrieben „Trivikrama et les sūtra de Vālmīki". Die umstrittene Frage, ob Tr. Verfasser oder nur Kommentator der sog. Vālmīki-Sūtras ist, wird noch einmal ganz aufgerollt, ohne daß Verf. sie zu entscheiden wagte; zu der im einzelnen komplizierten vermittelnden Lösung, die sie andeutet (Tr. Überarbeiter und Erweiterer älterer prosaischer Sūtras, die er in Verse umsetzte) vgl. die Bedenken von Renou a. a. O. S. 164ff.

Ein bedeutender Teil des letzten, Caṇḍas Prākṛtalakṣaṇa behandelnden Kapitels ist der Widerlegung der irrigen Ansichten seines ihn für uralt haltenden Herausgebers Hoernle gewidmet (dagegen schon Pischel Gramm. § 34). In gewissen nicht-Vararuci'schen Gemeinsamkeiten von Caṇḍa und Hemacandra vermutet Verf. Spuren einer über gewisse Ansätze nicht hinausgelangten eigenen Prakrit-Grammatik der Jainas, die vielleicht in Prakrit abgefaßt war (S. 210): „Le Prākṛtalakṣaṇa semble être sous sa forme actuelle un ouvrage tout à fait récent, mais il contient peut-être des parties anciennes retraduites du prākrit."

Es ist unmöglich, im Rahmen einer Besprechung dem reichen und vielfältigen Inhalt eines Buches gerecht zu werden, das auf Schritt und Tritt zu Diskussion und Weiterführung einlädt und auch da anregt, wo es Zweifel oder Widerspruch auslöst. Um wenigstens einen positiven Beitrag zu der fleißigen Arbeit der Verf.n zu liefern, sei im Folgenden nur noch gezeigt, daß sich bei den von ihr herausgegebenen und übersetzten Strophen des Nāṭyaśāstra noch ein Stück weiter kommen läßt, als es ihr gelungen ist.

Str. 6 ist für *aṃāra* das allein sprachrichtige *aṃkāra* einzusetzen, das in dem Zitat von Nandiṭāḍhya (vgl. S. 71 Anm. 1) so erscheint und auf das auch die (nach S. 86 Anm. 2 der Verf.n unzugänglich gebliebene) Ausgabe in der Kashi Sanskrit Series hindeutet (diese liest [XVIII 6—8] *akāra* und bietet im übrigen die Prakrit-Verse in chaotischer Verderbnis). Str. 8 ist das von der Verf.n mit einem ? versehene *padra* ohne Zweifel in *rudra* zu verbessern (Kashi Skt. Ser.: °*rubhru*°): vgl. Hem. II 80, wo neben diesem Wort gerade alle anderen in unserer Zeile vorkommenden (*bhadra vodraha hrada candra*) gelehrt werden, dazu noch das bei Bharata fehlende *samudra*. — Das Zögern der Verf.n, in Str. 7 das von der nepales. Hs. gebotene sprachrichtige *lovaṃ* herzustellen (S. 78 Abs. 4), scheint mir völlig unbegründet; auch für *heṭṭāhutto* (8a) dürfte einfach das normale *heṭṭhā*° einzusetzen sein. — Falsch ist die Interpretation von Str. 9a: „*kha, gha, tha, dha* et *bha* deviennent *ha* [sauf éventuellement] dans *mukha-, megha-, kathā-, vadhū-, prabhūta*." Die Verf.n ergänzt, wie sie Anm. 3 sagt, aus Str. 8b *mottūṇa* („sauf évent."); es kann im Gegenteil kein Zweifel sein, daß die Zeile die in 7b gegebene Regel mit je einem Beispiel für *kh, th, dh, bh* belegt. (Danach wird S. 79 letzter Abs. gegenstandslos). Diese Interpretation macht es allerdings weiter so gut wie sicher, daß Str. 8/9 umzustellen sind: die Reihenfolge 6, 7, 9, 8 wird vom Zusammenhang geradezu gebieterisch gefordert. — 16b lies *pracalācirāca*° statt °*cirā-ca*°. — 18b: Statt °*mha kṣṇo hnaḥ ṣṇo ṇhaḥ* lies *mhaḥ kṣṇa-ṣṇau ṇhaḥ*; das von der Verf.n (S. 72 Anm. 10) als metrisch überzählig erkannte *hṇaḥ* ist eine Interpolation, die für *kṣṇa* allein das Prakrit-Äquivalent angeben sollte und dabei mit dem gewöhnlichen Irrtum *hṇ* statt *ṇh* schreibt.

Auch der Verf.n konnte nicht entgehen, daß in dem prakritischen und dem sanskritischen Grammatik-Fragment zwei miteinander nicht zu vereinbarende Textstücke nebeneinander gesetzt sind. Nicht weniger klar ist es aber, daß auch im Folgenden zwei nicht zueinander passende, sich gegenseitig ausschließende Stücke zusammengeschoben sind. 25—46 ist eine in sich geschlossene, klare und logische Theorie des Bühnen-Sprachgebrauchs, die hauptsächlich die Bereiche des Sanskrit und „des Prakrit" gegeneinander abgrenzen will; von verschiedenen Arten des Pkt. ist erst sozusagen anhangsweise in 44—46 noch kurz die Rede, wobei als einziger Dialektname der der Śauraseni fällt. In der letzten Strophe (46) ist von „*deśabhāṣās*" die Rede, und dieses Stichwort dürfte die Ursache sein, daß das ganze Stück gerade hier eingeschoben wurde; denn es ist anderseits klar, daß 47/48 genau an 24 anschließen: sie geben das in 24b angekündigte *deśabhāṣā-vikalpanam*. Das Stück 47—62 geht — völlig anders als 25—46 — von einem System der Prakrit-Dialekte aus (*bhāṣā* und *vibhāṣā*; damit ist die vierfache Einteilung von 26 in *ati-, ārya-, jāti-* und *yonyantarī-bhāṣā* schlechterdings nicht zusammenzubringen) und lehrt den Verwendungsbereich jedes einzelnen Dialektes auf der Bühne — ebenfalls wieder in sich völlig klar und verständlich. Nur wenn man versucht, die beiden Stücke so wie sie im Text hintereinander stehen, zusammenhängend zu analysieren, ergeben sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, und der Schiffbruch, den die Verf.n S. 76f. erleidet, ist unvermeidlich. Anderseits braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß sich durch die notwendige Scheidung allerlei Folgerungen für die von der Verf.n über „Bharata" vorgetragenen Theorien ergeben, doch kann darauf hier nicht mehr eingegangen werden. —

Ein Buch von 210 Textseiten über die sämtlichen Prakrit-Grammatiker kann keine in jeder Hinsicht abschließende Behandlung des Gegenstandes sein; es kann nicht alle die umfänglichen und zeitraubenden Einzeluntersuchungen leisten, ohne die in vielen Fällen endgültige Ergebnisse nicht zu erzielen sind. Der besondere Wert einer solchen zusammenfassenden Gesamtdarstellung liegt aber gerade darin, daß sie — wie es Verf.n auch am Schluß der Einleitung andeutet — zu solchen Einzeluntersuchungen anregt. Daß das vorliegende Buch in hervorragendem Maße geeignet ist, der Forschung einen neuen kräftigen Antrieb zu ver-

1) Die Strophe IV 351 wird nach Pischel zitiert, ohne daß der Konditional *lajjejjantu* erkannt würde (vgl. meine Herstellung Festschrift Winternitz S. 33f.); auch IV 386 wird wie bei Pischel übersetzt (vgl. meine Verbesserung „Ap.-Studien" S. 79).

mitteln, dürfte diese Besprechung deutlich gemacht haben. Möchte Frau Nitti-Dolci, deren Tod die Indologie um große Hoffnungen ärmer macht, Nachfolger finden, die ihre Arbeit, gerade auch auf ihrem so wenig bearbeiteten Spezialgebiet, da fortsetzen, wo sie ihren Händen entglitten ist!

Besprechungen.

Allgemeines.

Meyer, Eduard: Geschichte des Altertums. Bd. IV: Das Perserreich und die Griechen, 1. Abt.: Bis zum Vorabend des peloponnesischen Krieges, hrsg. von H. E. Stier. 3., verb. Aufl. Stuttgart: J. G. Cotta 1939. (XIX, 909 S., 1 Kte.) gr. 8°. Geh. RM 29.50; Lw. RM 33 —; Hldr. RM 37 —. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Es sind dies die ehemaligen Bände III und IV der ersten Auflage, Band V soll den peloponnesischen Krieg und die Zeit des 4. Jahrhunderts umfassen, soweit sie Meyer ursprünglich gedacht hatte. Der Herausgeber hat nicht allzuviel Änderungen vorgenommen, im großen und ganzen konnte das Werk so bleiben.

Das Werk interessiert die Orientalisten namentlich im ersten Teil, aber auch weiterhin, wie man es von diesem umfassenden Geist erwarten konnte. So kann die Besprechung unmöglich von einem Spezialisten, der nur sein engeres Fach übersieht, geliefert werden, hier gilt das Wort von Meyers Landsmann Alfred Lichtwark: Ein jeder hüte sich, Spezialist zu werden. Selbstverständlich dürfte heute niemand über alle Gebiete, auf denen Meyer arbeitete, Bescheid wissen, aber jeder Beurteiler muß imstande sein, „Das Ganze zu überschlagen".

In dem ersten Abschnitt über das Perserreich ist vor allem das Kapitel über „Die Entstehung des Judentums" wichtig, über die M. 1896 eine eigene Untersuchung veröffentlichte. Als der damals höchststehende Fachmann Julius Wellhausen eine böse Kritik schrieb, antwortete M. in einer eigenen Schrift darüber. Und einige Jahre später, als sich das Material vermehrte, folgte noch ein Buch über den Papyrusfund von Elephantine. Schließlich griff M. letztes großes Werk über das Christentum auf das Judentum der hellenistischen Zeit zurück.

Auch von andern ist über den Stoff noch allerhand gearbeitet worden, so von Bertholet im Kommentar zu den Büchern Esra und Nehemia und vor allem von Hans Heinrich Schaeder: Iranische Beiträge (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft) und vor allem: Esra, der Schreiber, Beiträge zur historischen Theologie 5, Tübingen 1930. Eins muß hier erwähnt werden, worauf auch Stier in der Neubearbeitung nicht eingeht. Für die Zeit der Entstehung des Judentums (24 Tischri 445) bringt auch Schaeder nicht viel Neues, dankenswert sind seine Auseinandersetzungen über Esra und Nehemia; auf die beiden Hymnen Esra 9 und Nehemia 9 sich berufend, schätzt er beide weit höher ein als M. Der Raum verbietet, hierzu Stellung zu nehmen; persönlich kann ich mich der Hochschätzung Schaeders nicht anschließen.

Meyer sagt, daß im alten Judentum Hohes und Tiefes nebeneinander steht, hier ist eine Entscheidung kaum möglich; das bleibt Ansichtssache. Esra und Nehemia habe ich jahrelang im Unterricht, gelegentlich auch in öffentlichen Vorträgen nie hoch einschätzen können und dafür von jüdischen und anderen Hörern Entgegnung und Beifall gefunden. Man wird wohl über Lucas 19, 42 nicht hinauskommen können. Die Begründer des Judentums waren an dem Schicksal ihres Volkes nicht unschuldig.

Für den Hauptteil des neuen Bandes, der die griechische Geschichte des 5. und 4. Jahrhunderts enthält, ist wenig Neues zutage getreten; eigentlich nur ein Papyrusblatt, das Bruno Keil als „Anonymus Argentinensis" herausgab, dessen Bedeutung Ed. Meyer im (alten) 5. Bande besprach, er war von seiner Bedeutung nicht sehr überzeugt. Seither ist diese Frage ziemlich erledigt, nachdem Wilcken im Hermes XLII, 374ff. nachwies, daß der Papyrus aus einem Kommentar zu Demosthenes Rede gegen Androtion stammte. Die berühmten „Hellenica" von Oxyrrynchos, die man früher (und z. T. auch heute) für Theopomp in Anspruch nahm (anders Jacoby in seiner Sammlung der griechischen Historikerfragmente) hat Meyer in einer eigenen Schrift herausgegeben. Kleinere Historikerfragmente findet man jetzt in Lietzmanns kleinen Texten.

Die wissenschaftlichen Fragen sind freilich seitdem viel bearbeitet worden. Doch hat sich Meyers Auffassung, wie der neue Herausgeber hervorhebt, in der Hauptsache bewährt, während die alte Auflage viel Angriffe erfuhr, wie z. B. jeder, der Wilamowitz Vorlesungen hörte, bestätigen wird. Wenn man Meyers Ausführungen kurz zusammenfaßt, so kann man sagen, daß die Auffassung des Thukydides, den Meyer ja außerordentlich hoch einschätzte, regelmäßig gegen die anderen historischen Quellen der Zeit recht behalten hat. Im zweiten Band seiner Forschungen hat Meyer eine eingehende Begründung seiner Auffassung des

Thukydides gegeben, die im allgemeinen seinem Lehrer Joh. Classen folgte, und die er zeitlebens mit aller Entschiedenheit verteidigte. Es ist seitdem manches über den großen Historiker geschrieben, so von Ed. Schwartz, Grundy und Schadewald, es hat zu lebhafter Polemik Anlaß gegeben. Der neue Bearbeiter hat, soweit das Werk vorliegt, kaum Anlaß gefunden, dazu Stellung zu nehmen, wie ich meine, mit Recht. Im einzelnen sei bemerkt:

Beim Feldzug des Datis, der nach Marathon führte, wird mit Recht die Angabe der Tempelchronik von Lindos erwähnt, daß die persische Flotte von Aleion Pedion in Kilikien an Rhodos und Delos vorbei nach Eretria und Athen gefahren ist.

Die Bedeutung der Schlacht von Marathon wird ebenso eingeschätzt wie früher, die oft übliche Verkleinerung der Schlacht ist hier verschwunden. Daß es schon bei Marathon und Salamis ein befestigtes Athen gab, wird erneut hervorgehoben. Auffällt mir, daß Kornemanns Aufsatz über die Entstehung Athens nicht erwähnt wird. Die Schlacht von Salamis ist auch jetzt wieder in ihr altes Recht eingesetzt, im Gegensatz zu dem, was wir einst in der Schule lernten, daß die Schlacht unmittelbar keine Entscheidung gebracht habe.

Nach der Schlacht, so meint Meyer, wollte Themistokles die Entscheidung sofort in Asien suchen, er unterlag dabei, man entschloß sich zu einem zweiten Feldzug in Griechenland, der Aristides anvertraut wurde. Darüber fiel das Urteil sonst anders aus, wie man aus dem Kolleg von Wilamowitz weiß. Daß Themistokles Ansehen aber nicht geschwunden war, zeigen die Kapitel von Thukydides und Nepos, die vor 30 Jahren durch Noack eine so erwünschte Bestätigung fanden.

Das Bündnis Persien—Karthago ist jetzt aufs neue bestätigt. Meyer hat gewiß recht mit dem Vergleich Persien—Griechenland gegen ein Jahrhundert früher Jerusalem—Nebukadnezar. Das Orakel von Delphi wäre dann etwa der Stellung Jeremias zu vergleichen. Ob der Entschluß zum Kriege gerechtfertigt sei, darüber mußte eine kühle staatsmännische Entscheidung getroffen werden, genau wie 1809, 1812, 1813 in Preußen. Es zeigt sich hier wieder, daß die Weltgeschichte eins ist, gleich ob Altertum oder Neuzeit. Meyer selbst vergleicht jetzt mit Recht die Schlacht bei Artemision mit der Marneschlacht von 1914.

Bei dem Überblick „Der Westen seit dem Perserkriege" (S. 589ff.) hatte Meyer auch Karthago besprochen. Darüber bleibt noch einiges zu sagen. Hier spielt auch die alte Frage nach Tartessos hinein, die immer wieder behandelt wurde. Bekannt sind die Arbeiten Schultens, der stets an der Mündung des Baetis nach Ruinen suchte, sie aber nicht fand. Dann kamen die merkwürdigen Hypothesen Borchardts und Hermanns, die Tartessos in Afrika suchten und dort auch das Phäakenland und -Kanaan fanden. Meyer hat in Bd. III darauf hingewiesen, natürlich ablehnend. Aber gleichzeitig hat Schuchhardt in einem Akademiebericht auf Westeuropa als alten Kulturkreis hingewiesen, worauf Meyer nicht eingeht, ebensowenig wie auf die alten Denkmäler von Elche, die doch wohl ins 5. Jahrhundert fallen müssen. Es sind auch die beiden Verträge mit Rom zu besprechen, die Karthago mit Rom geschlossen hat und die Meyer (III, 637, 1) in die erste Zeit der Republik setzte, was viel angefeindet wurde, aber jetzt durch Ehrenberg in seinem Büchlein über Karthago seine Bestätigung gefunden hat.

Um die Mitte des 5. Jahrh. suchten die karthagischen Staatsmänner Hanno und Himilko über die Säulen des Herkules hinauszugelangen und kamen bis weit an der Westküste Afrikas entlang. Über diese Fahrt hat M. ebenfalls geschrieben (das Fehlen der Karte, die im alten Band III am Schlusse beigegeben war, macht sich hier sehr fühlbar). Über die karthagische Provinz Afrika sind nur einzelne Notizen vorhanden, die sich nicht einordnen lassen, um Vergleiche mit dem Limes Romanus und den Befestigungen des Mittelalters (den Hausberg bei Stronegg u. a.) zu ziehen. Wiederholt hat man versucht, afrikanische Bauten und Gräber nachzuweisen (Meyer, S. 643, Ehrenberg, Karthago Tf. IV). Die Kleinfunde (Skarabäen u. a.) sind m. W. noch nicht zusammengestellt. Über Kyrene hatte Meyer (S. 601) auch einiges angeführt. Hier wären die spartanischen Vasen, die man einst und z. T. auch noch heute, so R. Zahn, nach Kyrene setzte, zu besprechen. Auch hat man ja in Kyrene allerhand Inschriften augusteischer Zeit entdeckt, die mit den fortschreitenden ital. Ausgrabungen einiges ergeben müssen, augenblicklich läßt sich darüber nichts sagen. Der letzte Teil des Bandes 625ff. bespricht Italien im 5. Jahrh., was auch den Orientalisten angeht, da hier auch auf die Etrusker eingegangen wird.

Über dies merkwürdigste aller alten Völker ist seit Meyers erster Auflage ziemlich viel geschrieben worden, und mir ist es vielleicht vergönnt, auf Grund vielfacher Erfahrungen (ich durfte an einem Programm über Tuskulum mitarbeiten) meine eigene Meinung zu sagen. Wir haben seit der Zeit verschiedene Auffassungen lesen müssen; doch hat sich positiv

herausgestellt, daß die bekannte „Etruskische Inschrift von Lemnos", an deren etruskischer Herkunft Meyer, wie er mir vor 20 Jahren brieflich mitteilte, nie gezweifelt hatte, wenigstens einigermaßen durch Brandenstein verständlich gemacht wurde, nachdem sie früher durch Otto Kern im Anfang seiner Inscriptiones Graecae im Lichtdruck veröffentlicht war. Im übrigen scheinen wir, wie Brandenstein in einem Hefte des „Alten Orients" mitteilte, von den etruskischen Inschriften (es gibt etwa 8000) so gut wie nichts zu verstehen, das eine Buch, die Agramer Mumienbinden, hat sich neuerdings durch Grünwedel eine Deutung gefallen lassen müssen, die von jedem Referenten abgelehnt wurde. Im übrigen haben über das Volk bekannte Gelehrte wie Bode und Weege, auch Walther Amelung gearbeitet, durch W. Schulze und Herbig von sprachlicher Seite (Körte in Pauly-Wissowa) Unterstützung gefunden. Zum großen Teile ist die Sprache der Römer durch das Etruskische beeinflußt, der Name Rom selbst etruskischen Ursprungs. Was die Kunst angeht, so weiß jeder, der das archäologische Museum in Florenz besucht hat, daß die Kunst Etruriens zum großen Teile griechisch ist, daß allerdings auch einzelne Stücke an das alte Kleinasien erinnern. Die genannten Kunstgelehrten haben auch gezeigt, daß das Etruskische in Toskana weiter gewirkt hat und einzelne Zeichnungen Michelangelos u. a. an etruskische Gräber erinnern.

Was das Recht angeht, das bisher als eine Domäne der römischen Juristen galt, so hat wohl jeder, der in Halle Meyers Kolleg hörte, in Erinnerung, daß er für die Richtigkeit der alten Überlieferung eintrat, daß drei angesehene Patrizier 453 nach Griechenland geschickt wurden, um das griechische Recht kennenzulernen. Heute lesen wir S. 626, 2 „Die Abhängigkeit des 12-Tafelrechts ist von manchen Neueren sehr mit Unrecht bestritten worden". Das Ende der Perserkriege spielt in Ägypten und Cypern. Hierüber ist namentlich von schwedischen Gelehrten sehr viel gearbeitet worden; das Ergebnis ist, daß wir die cyprische Kultur nicht einfach griechisch nennen können, sie hat vielmehr bei aller Verwandtschaft mit griechischer Kunst ihre Eigenheiten. Über den Kampf zwischen dem Perserkönig und Griechenland geht aus den kümmerlichen Angaben bei Diodor und Xenophon hervor, daß der Erfolg im Anfang des IV. Jahrh. auf seiten des Perserkönigs war. Inschriften darüber sind zur Zeit nicht erhalten. Die Inschrift über Klazomenae, Dittenberger, Sylloge 3. Aufl. Nr. 136, die übrigens längst bekannt ist, bringt uns nicht weiter. Es wäre zu wünschen, daß wir aus persischen Quellen darüber einiges näher erfahren, aber was sich in Nyberg-Schäders Religion des Alten Iran findet, nützt uns für die Geschichte Persiens einstweilen nichts. Im folgenden erhalten wir eine Übersicht über die Kultur der griechischen Zeit des 5. Jahrhunderts. Bei Perikles Persönlichkeit finden wir, daß Perikles allmählich in die Stellung der großen englischen Parlamentarier eingerückt war. Wie richtig das ist, zeigt neuerdings das Buch von K. A. von Müller über den älteren Pitt, dessen Stellung zu König Georg III. unwillkürlich an die Stellung Bismarcks zu Wilhelm II. erinnert. Wieder steht Meyer im Gegensatz zu Wilamowitz, der die Überlieferung, Thukydides wäre noch zu Xerxes gekommen, für falsch erklärt. Wie Tukydides ist Bismarck durch dieselben Parteien gestürzt worden, die gerade er hatte hochkommen lassen. Meyer gibt zu, daß die Geschichte von der Flucht des Themistokles die griechische Telephossage benutzt hat. Hier kann man es verstehen, daß der große Historiker einmal sich von den sentimentalen Erzählungen, an die gerade er absolut nicht glaubt, hat gefangennehmen lassen.

In der Schilderung über die perikleische Kultur ist interessant, zum Teil ergänzungsbedürftig das Urteil über die Kunst.

Meyer gehört zu den ersten, die auf die bahnbrechenden Arbeiten Julius Langes hinwiesen. Die Älteren von uns haben noch erlebt, wie gewaltig das Aufsehen war, das Langes „Gesetz der Frontalität" erregte. Aber auch wie ablehnend sich die ältere Generation der Archäologen gegen Lange verhielt. Der römische Forscher Emanuel Löwy, der in seiner kleinen Schrift über Lysipp das Gesetz bereits ausgesprochen hatte, hatte wenig Anhänger gefunden. In neuester Zeit hat Heinrich Schäfer dieses Gesetz beträchtlich erweitert. Man redet jetzt nicht mehr von Frontalität, sondern von Richtungsgeradheit, aber bestehen bleibt, daß zum erstenmal in der Weltgeschichte das alte Gesetz der Frontalität oder Richtungsgeradheit sich in der äginetischen Kunst auflöst, ohne deshalb die Sicherheit der Parthenonskulpturen zu erreichen. In der gleichen Zeit wie in der Plastik hat sich in der Malerei ein Umschwung vollzogen: Leider ist es sehr schwer möglich, dafür Belege zu bringen, da Werke der Malerei vergänglicher sind als die der Plastik. Auch hier hatte Julius Lange vorgearbeitet. Ich kann mich noch sehr gut an das Kopfschütteln eines erfahrenen Archäologen erinnern, als ich allen Ernstes nach Lange die Ansicht vortrug, die antike Malerei könne es in ihren besten Leistungen mit Raphael und

Tizian aufnehmen. Seitdem ist auf diesem Gebiete vielfach gearbeitet worden und mancherlei Ergebnisse werden noch zu erwarten sein. Besonders hat sich wieder Emanuel Löwy damit beschäftigt und ein eigenes Buch über die griechische Malerei herausgegeben: Polygnot. Von Ernst Pfuhl ist ebenfalls in dieser Zeit viel veröffentlicht worden, zuletzt: „Meisterwerke griechischer Malerei", München 1924. Freilich stammt das Material meistens aus späterer Zeit, doch reichen einige Stücke auch ins 5. Jahrhundert hinauf. Und des alten Michaelis Wort: „Die griechische Malerei ist vielleicht noch größer gewesen als ihre Plastik" wird sich wohl bewahrheiten. Des weiteren beschäftigt sich Meyer auch mit der griech. Wissenschaft. Zuerst die fachwissenschaftliche Literatur: Mathematik und Medizin. Auch hier sind die Griechen wirklich weitergekommen als ihre Vorgänger, wenn auch der Brief des Archimedes an Erathostenes, der die Quelle der Infinitesimal-Rechnung enthält, erst später entdeckt ist. Neben der Mathematik wird auch die Astronomie besprochen, so Meton, dessen Jahresberechnung gewürdigt wird. Schon als Schüler hörten wir die Worte unseres alten Lehrers, Metons Jahresberechnung wäre korrekter als der Julianische Kalender, was der alte August Böckh glaubte beweisen zu können.

Besonders ausführlich wird die Medizin besprochen. Da handelt es sich um die Schulen der Asklepios Heiligtümer, namentlich um Hippokrates von Kos. Damit ist der alte Streit wieder aufgewärmt: Wie steht es mit der ägyptischen Medizin, die einst in so hohem Ansehen war?

Darüber liegen augenblicklich mehrere Arbeiten vor; namentlich von H. Grapow über die ägyptische, von Mewaldt und Pfaff über die griechische Medizin. Die ägyptische Medizin hat sich ebenfalls von der Mystik losgelöst, hat Diagnosen und Rezepte entworfen. Ist aber, soweit wir wenigstens wissen, nicht dazu gekommen, die natürlichen Einwirkungen des Klimas, der Jahreszeiten usw. zu untersuchen und dadurch die Erkenntnis der Krankheiten in den allgemeinen Zusammenhang zu stellen. Zuletzt bespricht Meyer die Philosophie der Griechen: Parmenides, Empedokles usw. Mit der Besprechung der Sophistik wird der Band abgeschlossen.

[Mahler, Dr. Eduard:] **Emlékkönyv Dr. Mahler Ede.** A Budapesti Kir. Magyar Pázmány Péter Tudományegyetem Ny. Nyilvános Rendes Tanárának Nyolcvanadik Születésnapjára Kiadják Barátai, Tisztelöi és Tanítványai. Dissertationes in Honorem Dr. Eduardi Mahler, Professoris emeriti Universitatis Regiae Scientiarum Budapestinensis de Petro Pázmány nominatae Natali die octogesimo ab Amicis, collegis et discipulis eius conscriptae et editae. Budapestini 1937. (VI, 512, 35 S.) gr. 8°. Bespr. von Alfred Siggel, Berlin.

Freunde, Kollegen und Schüler von Prof. Dr. Eduard Mahler in Budapest, der unlängst seinen 80. Geburtstag feiern konnte, haben aus diesem Anlaß zu seinen Ehren einen Jubiläumsband herausgegeben, der in vier Abschnitten neben biographischen Darstellungen über ihn und einer Bibliographie seiner Schriften eine Reihe von Aufsätzen enthält, die geschichtliche und philologische Probleme des alten Orients behandeln.

Prof. Dr. Eduard Mahler ist in der großen wissenschaftlichen Welt als Chronologist der orientalischen Völker wohl bekannt. Aus seinem Lebenslaufe erfahren wir, daß er seine wissenschaftliche Laufbahn als Mathematiker begonnen hat, den Doktorgrad in Mathematik und Naturwissenschaften an der Budapester Universität erwarb, sich in erster Linie mathematisch-astronomischen Problemen zuwandte und eine Zeit lang in Wien Assistent an der Oesterreichischen K. K. Gradmessungs-Kommission war. Hier beginnt er seine orientalischen Studien, bei denen er zuerst Geschichte und Kultur des alten Orients berücksichtigt, um sich allmählich immer mehr der Philologie des alten Orients zuzuwenden. Sein Hauptarbeitsgebiet aber ist die Chronologie der orientalischen Völker, zu der ihm seine doppelte wissenschaftliche Neigung das Rüstzeug lieferte. In deren Rahmen werden u. a. folgende Fragen behandelt: „Der Kalender der Babylonier", „Ägyptische Studien aus dem Kreise der Chronologie", Fortsetzung der Wüstenfeldschen Vergleichstabellen, Vergleichstabellen der mohammedanischen und christlichen Zeitrechnung, ebenso der persischen und christlichen Zeitrechnung, „Chronologische Studien, das Altertum betreffend", „Die Neugestaltung unseres Kalenders und die Osterfrage". Die meisten seiner Schriften sind ungarisch geschrieben. Die Bibliographie der Schriften dieses Gelehrten, der 40 Jahre hindurch als Universitätsprofessor gewirkt hat und 28 Jahre Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften war, zählt 275 Schriften von ihm auf, von denen 37 Werke größeren Formats sind. Zahlreiche wissenschaftliche Zeitschriften rechneten ihn zu ihrem Mitarbeiter. Zu den in deutscher Sprache erscheinenden gehören die Deutsche Literaturzeitung, die Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, die Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, die Zeitschrift für Assyriologie, die Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alter-

tumskunde, und nicht zuletzt die OLZ, die zwischen 1900 und 1937 19 Artikel aus seiner Feder gebracht hat. Die bibliographische Übersicht zeigt ein fleißiges, arbeitsreiches Gelehrtenleben im Dienste der Wissenschaft.

Die 34 wissenschaftlichen Aufsätze, die den Hauptumfang der Festschrift einnehmen und größtenteils in deutscher und in ungarischer Sprache abgefaßt sind, entstammen der Feder seiner Schüler und Freunde. Ihre Beurteilung muß den Fachspezialisten überlassen bleiben. Aus jenen Arbeiten seien erwähnt zwei Aufsätze zu Ras Schamra-Texten, Abhandlungen über Kult und religiöse Angelegenheiten der alten Ägypter, Studien über die Chronologie der 1. Babylonischen Dynastie, Beobachtungen aus dem Gebiete der Urartu-Sprache und ein Aufsatz über negative Verbalformen in den Türksprachen.

Ägyptologie.

Koefoed-Petersen, Otto: **Aegyptisk Billedhuggerkunst.** I Ny Carlsberg Glyptotek. Kopenhagen: Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S. 1938. (II, 21 S., 40 Abb. auf Taf.) 8°.
Bespr. von Günther Roeder, Berlin.

Das Heft über ägyptische Bildhauerkunst von dem Leiter der Ägyptischen Abteilung der Ny Carlsberg Glyptotek gibt sich durch seine dänische Sprache (nur bei den Tafeln ist auch eine französische Unterschrift hinzugefügt) in seiner Aufgabe zu erkennen: es soll die Besucher der Sammlung in eine genaue Betrachtung einführen. Diesem Zweck wird das Heft durchaus gerecht, und man möchte recht vielen ein so sorgfältiges Eingehen wünschen. Die Ny Carlsberg Glyptotek besitzt genug gute Werke, um Wesen und Entwicklung der ägyptischen Bildhauerkunst zu zeigen, und dazu eine Reihe von bekannten Höhepunkten. Die Tafeln bringen diese erfreuliche Höhenlage auch außerhalb der Sammlung zur Anschauung, sowohl durch ganze Statuen wie durch große Köpfe. Der Text, der den Besuchern wie den Lesern sagt, was sie brauchen, beginnt mit einem Zitat von Goethe und weiß auch sonst die ästhetischen Werte herauszustellen. Im wesentlichen baut er sich mit seinen 9 zeitlich gegliederten Abschnitten auf Geschichte und Kultur auf. Die Amarna-Kunst nimmt dabei einen großen Raum ein (Tafel 21—27); wenn Verf. drei Stücke aufgenommen hat (Taf. 22, 23, 26), die einmal für Fälschungen erklärt worden sind, so scheint er dieser Verurteilung nicht zuzustimmen. Den „schwarzen Königskopf" mit der oberägyptischen Krone und dem knochigen Gesicht (Taf. 31—32), den man zwischen Frühzeit und Spätzeit verschieden angesetzt hat, verweist er unter die saitischen Arbeiten. Den „schlafenden Neger" mit dem schräg gestellten Kopf (Taf. 36) rückt er an die alexandrinischen Genrebilder heran.

Hori Apollinis: Hieroglyphica. Saggio introduttivo Edizione critica del Testo e Commento di Francesco Sbordone. Napoli: Luigi Loffredo o. J. (LXVIII, 226 S.) gr. 8°. 80 Lire. Bespr. von Fr. W. Frh. von Bissing, Oberaudorf.

Die letzte Ausgabe der Hieroglyphica Horapollons erschien vor genau 100 Jahren. Sie ist das Werk eines englischen Philologen Cory, der sich mit heißem und erfolgreichem Bemühen in den schweren Stoff hereingearbeitet hat; aber in dem seither vergangenen Jahrhundert haben die Kenntnis ägyptischer Sprache und Denkmäler, ägyptischer Schrift, aber auch des späten Griechisch, solche Fortschritte gemacht, daß eine Neuausgabe des merkwürdigen Büchleins ein dringendes Bedürfnis war. Prof. Francesco Sbordone, der gelehrte Herausgeber des Physiologus, und gerade dadurch vorbereitet zum richtigen Verständnis des Milieus und der Absichten, aus denen heraus Horapollo schrieb, hat sich der mühsamen und in gewisser Beziehung undankbaren Aufgabe unterzogen, wofür alle am späteren Ägyptertum Interessierten lebhaften Dank schulden. Prof. Sbordone ist klassischer Philologe, aber er hat sich reiche ägyptologische Kenntnisse, auch in bezug auf die ägyptologische Fachliteratur, angeeignet und uns einen wohl auf lange hin abschließenden Kommentar geliefert. Mag dieser Kommentar auch häufiger mit einem non liquet enden, immer arbeitet er den erreichbaren Stand unseres Wissens so sauber heraus, daß er künftigen Forschern die Bahn frei gemacht hat. Den Text selbst baut er auf der genauen Kenntnis der Handschriften auf, von denen leider keine älter ist als das XIV. Jh. Die drei Pariser Handschriften hat er nach Photographien, die vier Florentiner, von denen eine zu den ältesten gehört, und die bis auf ihn ungelesen geblieben waren, hat der Verf. collationniert, ebenso die zwei Vatikanischen, die Münchner, die Napolitaner und die Handschrift der Marciana: unsere Münchner erweist sich als die älteste, sie hatte Lauth in seiner Abhandlung in den S. B. der kgl. Bayerischen Akademie zu Rate gezogen. Die drei Familien der Handschriften, die B. unterscheidet, gehen, wie er überzeugend nachweist, auf einen Archetypos zurück, dessen Alter nicht mehr festzustellen ist. Um so wichtiger ist die Frage nach der Persönlichkeit des Autors oder, richtiger gesagt, nach dieser und seines Übersetzers Philippus, der sich uns sowohl im ersten wie im zweiten Buch der Hiero-

glyphica als solcher vorstellt. Zugrunde liegt dem für uns wichtigsten Teil des Werks (I, Kap. 1—70) eine sachlich geordnete ägyptische Zeichenliste, wie das schon Parthey z. T. vermutet hatte; aber dahinein sind nun Stücke aus theologischen, astronomischen und anderen Repertorien verarbeitet. Hier hat Philippus nach S.' Meinung nur eine unbedeutende redaktionelle Tätigkeit ausgeübt: er besaß keinerlei ägyptologische Kenntnisse, die der ursprüngliche Verf. der Kapitel, in dem S. Horapollo erkennt, hatte. Philippus schreibt S. die wesentlich auf Griechisches zurückgehenden und z. T. sehr überflüssigen Bemerkungen zu. Philippus ist im Grunde rein naturgeschichtlich interessiert und orientiert, benutzt nur solche Quellen, wie sie im Umkreis des Physiologus zu finden sind. Äußerlich, im Schema der Darstellung, ahmt er in den Kap. 31—119 des II. Buchs die Kapitel des I. Buchs nach. S. hält dafür, daß auch der „Horapollo", in Nachahmung der Hieroglyphica des Chairemon, griechisch geschrieben war; Philippus habe nicht übersetzt, aber aus einem von Horapollo nicht benutzten listenartigen Werk die Kap. 1—30 des II. Buchs, aus griechisch-naturwissenschaftlichen Schriften die Kap. 31—119 hinzugefügt. Horapollo läge also nur im Buch I, eine ihm gleichartige Quelle den Kap. 1—30 des II. Buchs zugrunde, der Rest hätte mit Ägyptischem nichts gemein. Vielleicht ist diese Lösung doch eine zu radikale: die in dem zweiten Teil des II. Buchs beschriebenen Zeichen existieren wohl, der Verf. muß also ägyptische Schriftzeichen gekannt haben. So könnte die Schwarze Taube die graue oder dunkelgrüne Schwalbe meinen (Kap. 32), das Ichneumon erscheint auf vielen Skarabaeen (Kap. 33), ebenso der Skorpion usw. Aber, zum Unterschied vom ersten Buch und auch den ersten Kapiteln des II., zeigen die Erklärungen des Verf.s, sagen wir des Philippus, keinerlei Beziehung zu uns bekannten Bedeutungen der entsprechendenden Hieroglyphen. Philippus muß also, scheint mir, wie Athanasius Kircher etwa, ägyptische Inschriften irgendwie gekannt haben, aber von ihrer Bedeutung wußte er nichts mehr. Und ferner: für eine ganze Reihe Kapitel können wir nicht einmal die geschilderte Darstellung nachweisen (z. B. Kap. 38), hier trifft also im vollsten Sinn zu, was S. sagt. Für die Zeitbestimmung des Philippus ergibt sich leider aus alledem wenig, obwohl man seine Tätigkeit sich kaum später als in der Zeit des ausgehenden Heidentums wird denken wollen. S. skizziert in der Einleitung in sehr dankenswerter Weise die Geschichte griechischen Schrifttums über Hieroglyphen, in der Chairemon eine überragende Stellung einnimmt; er zeigt, wie sehr seine Behandlung für Horapollo vorbildlich gewesen ist, wie sehr auch bei ihm die „Tiergeschichte" überall hereinspielt, und er erklärt mit Recht die zahlreichen Übereinstimmungen zwischen Horapollo, Diodor, Plutarch und Späteren durch die direkte oder indirekte Benutzung des Chairemon. Eine zweite Quelle für Horapollo bildet die hermetische Literatur; ob er selbst ihre Vorstellungen erst in die Erklärung der Hieroglyphen hereingetragen, oder sie schon in seiner, uns unbekannten Quelle gefunden hat, bleibt unentschieden. Jedenfalls aber gibt dies Verhältnis, neben der Sprache, einen Anhalt, Horapollo nicht vor das zweite Jh. v. Chr. zu setzen, vermutlich aber nicht vor das dritte, wie aus den Altersbestimmungen hermetischer Literatur in Scott's Hermetica I S. 1ff. hervorgeht, die S. nicht gekannt zu haben scheint, wo er aber über das Verhältnis von griechischer und ägyptischer Lehre und über sich als ägyptisch ausgebende Schriften belangreiches auch für Horapollo-Philippus gefunden hätte. S. neigt dazu, Horapollo mit dem zum Christentum sich bekehrenden, Ende des V. Jh. unter Kaiser Zeno angesetzten, Horapollo gleichzusetzen, von dem (bei Sudas) Damaskios in der vita Isidori berichtet. Sicher verdient dieser Vorschlag den Vorzug vor Lauths Versuch, Horapollo mit Horapios-Apollonides gleichzusetzen, dem Verfasser eines Buchs über ägyptischen Kult und eines anderen, Semenuthis[1] genannten, und beide mit dem bei Sudas an erster Stelle genannten Horapollo zu identifizieren, der unter Theodosios gelebt habe, dem Großen, wie Lauth meinte, dem II., wie wahrscheinlich ist. Aber eine Sicherheit ist auch für S.' Ansatz nicht zu gewinnen. Den Text hat S. auf die besprochene sichere Grundlage gestellt und, soviel ich sehe, überall in befriedigender Form abgedruckt; auf wesentliche Abweichungen von Leemans bin ich nicht gestoßen. Nützliche Indices der behandelten Hieroglyphen, der Eigennamen und der ägyptisch-koptischen Worte bei Horapollo, ein Verzeichnis der vocaboli degni di nota (leider nicht des gesamten Wortschatzes[2]) beschließen das sehr schön gedruckte und sorg-

1) Das Wort kann aber nimmermehr, wie S. aus Otto, Priester u. Tempel im hell. Ägypten II S. 217, Anm. 2 übernommen hat, Gottesgebot heißen. Menuthis ist ein Ort im Delta, Semenuthis der Mann von dort, also ein Eigenname, wahrscheinlich der der Hauptperson in dem dann vielleicht in Dialogform abgefaßten Werk. Weshalb Otto ihn in das II. Jh. n. Chr. setzen will, ist unerfindlich, bei E. Schwartz in P. W. s. v. Apollonides 27 steht überhaupt keine Datierung.

2) Für den wird man auf Leemans Ausgabe zurückgreifen müssen.

fältigst korrigierte Buch, das dem Verf. wie der italienischen Wissenschaft zur Ehre gereicht. Gern hätte ich, wie bei Cory und Leemans, eine Übersetzung beigegeben gesehen, die die Auffassung S.' von Horapollo-Philippus Griechisch, das nicht leicht ist, unmittelbar vor Augen gestellt hätte[1].

Keilschriftforschung.

Pohl, Alfred, S. J.: **Rechts- und Verwaltungsurkunden der III. Dynastie von Ur**, autogr. und mit Inventarverzeichnis und Namenlisten versehen. Leipzig: J. C. Hinrichs Verlag 1937. (51 S., 96 Taf.) 4° = Texte und Materialien d. Frau Prof. Hilprecht Collection of Babylonian Antiquities im Eigentum der Univ. Jena, N. F. I/II. RM 28.50.

Hackman, George Gottlob: **Temple Documents of the third Dynasty of Ur from Umma.** London: Oxford University Press 1937. (XI, 34 S., 74 Taf.) 4° = Babylonian Inscriptions in the Collection of James B. Nies, Yale University — Vol. V. 22 s. 6 d. Bespr. von P. Koschaker, Berlin.

Die beiden Bände, durch Schuld des Referenten verspätet angezeigt, gehören sachlich aufs engste zusammen. Beide bringen sumerische Texte (a: 361 Nummern, meist aus Nippur, aber auch aus Drehem und Tello, b: 346 Nummern aus dem Tello (Lagaš) benachbarten Umma) aus der Zeit der 3. Dynastie von Ur (Ende des 3. Jahrtausends), unter der es den Sumerern das letztemal gelang, von Ur aus eine Herrschaft über ganz Babylonien aufzurichten und auch über die anliegenden Grenzgebiete auszudehnen. Die Texte sind in Keilschriftautographien publiziert, Indizes sind beigegeben. Während Hackman die üblichen Indizes (Personen-, Götter-, Ortsnamen usw.) bietet, bemüht sich Pohl in dankenswerter Weise, die Indizes zu vermehren durch Zusammenstellung von Jahresdaten, Monatsnamen, ferner gewisser Formalien wie der Leitverba (šu-ba-ti, zi-ga, mu-túm usw.), die für die Klassifizierung der Verwaltungsurkunden von großer Wichtigkeit sind, endlich juristischer Klauseln sowie durch Beigabe kurzer Erläuterungen zu einzelnen Texten. Ist auch damit die mögliche Erleichterung in der Benutzung der Texte für den Nichtphilologen noch nicht erreicht, so kommt man diesem Ziele auf diese Weise doch wesentlich näher. Dies aber ist wünschenswert. Denn in neuer Zeit, da viele große und kleine Völker zu einem System der „économie dirigée" übergehen oder sie bereits durchgeführt haben, müssen diese sumerischen Texte, die die etatistische Wirtschaft, und zwar noch weit mehr als das alte Ägypten in gewissen Perioden seiner Geschichte, in Reinkultur zeigen, für den Rechts- und Wirtschaftshistoriker besonderes Interesse beanspruchen. Den Sumerern ist es in der Tat gelungen, die private Wirtschaft, die private Initiative fast völlig zurückzudrängen zugunsten der Wirtschaft des Staates, des Tempels — wir haben z. B. guten Grund zu vermuten, daß es Privateigentum an Feldgrundstücken überhaupt nicht gab —, aus jedem Untertan einen Angestellten, einen Beamten zu machen, den ein unerhört schreiblustiger Bürokratismus vom ersten Schrei bei der Geburt bis zum letzten Todesseufzer begleitete, ein Bürokratismus, dessen Interesse den Menschen nicht weniger galt als den Tieren (vgl. z. B. die Aufzeichnungen über die täglichen Futterrationen von Mastrindern und Schafen, gud-še, udu-še in b 279—291).

Natürlich ist dieses Wirtschaftssystem nicht auf einmal entstanden. Es ist schon in vorsargonischer Zeit in Lagaš nachweisbar und hat den akkadischen Landesteil nachdrücklich beeinflußt. Daß es sumerisch ist, dürfte sicher sein, wenngleich seine Entstehung noch aufzuklären bleibt. Erst die Völkerwelle der Ostkananäer (*Amurrû*) um die Wende des 3./2. Jahrtausends hat es erschüttert. Jedenfalls haben wir in den Staatengründungen dieses Volkes nach dem Ende von Ur III unter den Dynastien von Isin, Larsa und Babel wieder Privatwirtschaft, wenngleich vieles aus der sumerischen Staatswirtschaft übernommen wurde. Aus diesem Stand der Dinge erklärt es sich, warum die Überlieferung an privaten Geschäftsurkunden aus der alten Zeit so spärlich ist, und daran werden auch neue Funde nicht viel ändern. Charakteristischerweise findet sich unter den 346 Nummern von b) nur eine einzige private Geschäftsurkunde (346), ein Sklavenkauf. Die Interpretation dieser Urkunden der Staats- und Tempelwirtschaft ist schon wegen ihrer lakonischen Kürze und noch aus anderen Gründen sehr schwierig, namentlich wenn man versucht — und darauf kommt es doch an —, den Verwaltungsmechanismus zu rekonstruieren. Dies auch nur an dem einen oder anderen Beispiel zu demonstrieren, würde den Rahmen dieser Anzeige sprengen und soll an anderer Stelle versucht werden. Infolgedessen muß auch auf eine Inhaltsangabe verzichtet werden. Die beiden Publikationen bieten die schon aus früheren Veröffentlichungen bekannten Typen von Quittungen (šu-ba-ti), Abhebungen (zi-ga), Einlieferungen (mu-túm) in öffentliche Magazine, Buchungen (igi-gar-AG), Abrechnungen (níg-šid-AG), Listen verschiedenster Art usw.

1) In der reichhaltigen Literaturübersicht S. 224ff hätte auf Roeders Artikel Horapollo in PWRE verwiesen werden sollen, der einige nützliche Angaben enthält. Auch eine Kapitelübersicht wäre erwünscht gewesen, sowohl für die einleitenden Abschnitte wie für die Textausgabe.

Nur ein Blick auf die privaten Geschäftsurkunden, von denen a) eine Anzahl bietet, sei verstattet. Wir haben hier eine Gruppe von über 100 Darlehensurkunden (*šu-ba-ti*), die zu allerlei Fragen Anlaß geben, Darlehen hierbei im weitesten Sinne genommen, weil auch Pränumerations- oder Kreditkauf darunter fallen Die Schenkung eines Sklaven mit Verzicht des Schenkers enthält a 258. Ein Selbstverkauf (a 53) mit der Formel (Z. 7f.): ní-te-ne-ne ba-ra-an-šám-aš „sie haben sich selbst verkauft" ist deshalb bemerkenswert, weil er eine Parallele ist zu dem in anderen Urkunden relativ häufig erwähnten Verkauf von Kindern, ein Zeichen, daß die wirtschaftliche Lage der breiten Masse der Bevölkerung in jener Zeit nicht gerade günstig war. Erwähnenswert sind zwei Prozeßurkunden, die eine (a 259) über die Leistung eines assertorischen Eides (nam-erím) vor Zeugen und maškim, die andere (a 271), aus Tello, eine umfangreiche, 4 Kolumnen umfassende Zusammenstellung von mindestens 9 verschiedenen Prozeßsachen, darunter auch Vernehmung von Zeugen (I 11f., II 21f.) Beschlüsse über Leistung von Eiden (nam-erím tar-ru-dam: II 16, 24), bzw. die Feststellung, daß die betreffenden Personen zur Leistung des Eides an der Eidesstätte (ki-nam-erím) nicht erschienen seien (III 8f., IV 2), was durch den „Beobachter" (maškim) festgestellt wird (III 13, IV 2). Eine gewisse Verwandtschaft mit den di-til-la aus Lagaš, namentlich den Sammel-di-tilla, die mehrere Rechtssachen zusammenfassen, ist nicht zu leugnen. Jedoch ist der Bau der Urkunde ein anderer, es fehlt am Schlusse die Nennung des Gerichts, womit vielleicht zusammenhängt, daß Urteile nicht erwähnt werden. Endlich sei noch a 316 erwähnt, Inhaltsverzeichnis eines gá-dub „Tontafelbehälters", der aber abweichend von der Regel Urkunden verschiedenen Inhalts enthielt. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß diese umfangreiche Tafel als Etikette an dem Behälter befestigt war, wie dies sonst der Fall ist. Vgl. neuestens N. Schneider, Orientalia IX (1940) 1f. Briefe enthalten a 350—356, b 316.

Friedrich, Johannes: **Entzifferungsgeschichte der hethitischen Hieroglyphenschrift.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1939. (II, 52 S.) gr. 8° = Sonderheft 3 der Zeitschr. „Die Welt als Geschichte", hrsg. von H. E. Stier u. F. Ernst. RM 3.60. Bespr. von P. Meriggi, Hamburg.

Zur Abfassung dieser ersten Skizze über den Verlauf der Entzifferung war Verf. aus mehreren Gründen wie kaum ein anderer berufen, weil er einerseits diesen Forschungszweig als einen kleinen Teil seines vorderasiatischen Studiengebiets weitgehend zu verfolgen hatte, andererseits sich aber daran nicht direkt beteiligte, so daß es ihm wohl möglich war, ausreichenden Abstand zu halten, um einen unparteiischen Bericht zu geben. Ein direkt beteiligter Forscher könnte wohl leicht diesen Bericht ergänzen und hie und da in Einzelheiten berichtigen, würde aber kaum je der Forderung absoluter Sachlichkeit gerecht werden. So kann man also, ohne den ebenfalls ganz sachlich gehaltenen Bericht von P. Dhorme, Syria XIV (1933) 341—367, zu vergessen, der aber fast nur die letzte Phase der Entzifferung darlegte, die vorliegende „Entzifferungsgeschichte" als gelungen bezeichnen.

Sie wird durch ausgezeichnete methodologische Ausführungen über Entzifferung unbekannter Sprachen und Schriften eingeleitet, wobei die sehr tiefgehende Beschäftigung mit solchen Fragen, die auch durch andere Schriften Verf.s bezeugt ist, zutage tritt. In der darauf folgenden Geschichte dieser Entzifferung in concreto wirkt es besonders wohltuend, daß Verf. endlich die von mehreren deutschen Assyriologen überschätzte Rolle ihres (gewiß hervorragenden) Lehrers P. Jensen auf das gebührende (an sich nicht zu verachtende) Maß zurückführt und das die Forschung hemmende Wirken seiner späteren Verirrung nicht verhehlt. Auch die Beurteilung des Anteils, das die übrigen Forscher am Fortschreiten der Entzifferung hatten, scheint mir im großen und ganzen gerecht. Wie es immer und überall der Fall ist, wird man sich vielleicht hie und da etwas anders wünschen, und so finde ich, daß die Darstellung z. B. den Verdiensten C. Franks nicht gerecht wird. Seine Arbeiten waren mir der Hauptwegweiser und man muß vielleicht selbst ihren Einfluß erlebt haben, um ihre Bedeutung vollauf würdigen zu können[1].

Die „Entzifferungsgeschichte" kommt an die Gegenwart so nahe heran, daß sie in einem Bericht über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf diesem Gebiet (allerdings ohne Berücksichtigung der letzten 4—5 Jahre) und sogar in der Frage „Ist die Entzifferung richtig?" (S. 33—38) ausmündet. Diese Frage wird im wesentlichen bejaht, wenn auch in dem sich daraus ergebenden letzten Abschnitt „Zur Sprache" (S. 38f.) eine große Zurückhaltung immer noch festzustellen ist. Nun ist diese an sich das erste Gebot wissenschaftlicher Berichterstattung, solange sie nicht in Skepsis ausartet. Denn welchen Schaden dann die „Vorsicht" anrichten kann, hat man etwa an dem Fall Knudzons in der Entzifferung (oder vielmehr „Deutung", wie Verf. mit Recht sagen würde) des Keilschrift-Hethitischen gesehen. Von solcher „Vorsicht" sind auch bei Verf., der sonst mutig für die Bejahung der Entzifferung eintritt, noch nicht alle Spuren verschwunden, wenn man z. B. S. 12 liest: „Auf diese Weise glaubt man, die Namen .... *Wa-r-pa-la-wa-s* ...., *U-r-ḫi-li-nu* ...., ... *Mu-wa-ta-li* .... zu erkennen". Glaubt also Verf. nicht, daß diese drei Namen endgültig und ohne alle Reserven (bis auf den Endvokal des zweiten) gelesen sind?

1) Es ist auch nicht gerecht, von „der häßlichen Fehde zwischen Jensen und Frank" zu reden. Das Häßliche lag nicht im Geringsten auf Seiten Franks.

Den mehrmals wiederkehrenden Vorwurf, daß sich verschiedene Forscher der „etymologischen Methode" (die für mich auch keine Methode ist) schuldig gemacht hätten, halte ich für unberechtigt (im Falle *aiaru* „er möge gemacht werden" S. 39 schon deshalb, weil die erste Bestimmung dieser Form durch E. Forrer trotz seiner Lesung *a-i-a-kal*, also völlig frei von Etymologisierung, stattfand. Dazu übrigens mein prinzipielles Bekenntnis, daß, wenn zwei Sprachen neben anderen grammatischen Übereinstimmungen die gleiche Bildung einer so komplexen Verbalform, einer 3. Imperat. Mediopass., zeigen, sie aufs engste verwandt sein müssen. Aber das ist schon eine weitere Frage.).

Ich möchte nun bei diesem Punkt, der, wie Verf. weiß, uns trennt, etwas verweilen. Ist es berechtigt, bei dem Ausbau einer Entzifferung (oder Deutung) eine benachbarte Sprache zur Hilfe heranzuziehen, in der gewichtige Anzeichen höchst wahrscheinlich eine Verwandte vermuten lassen? Ich bejahe die Frage und sehe sogar in dieser Hilfe die einzige Möglichkeit, die Entzifferung einer Sprache, in der wir so wenig Material besitzen wie für die meisten kleinasiatischen Sprachen, zu praktischen Erfolgen zu führen. (Daß man für Sprachen, von denen man eine Unmasse von Texten besitzt, wie fürs Keilschrift-Hethitische, anders hätte verfahren können und müssen, ist eine andere Frage). Natürlich ist diese Hilfe zunächst nur eine Arbeitshypothese, die ihre Wahrheit unter Beweis stellen muß. Führt sie aber zu Fortschritten in der Deutung, so liegt darin ipso facto ihre (nachträgliche) Rechtfertigung.

Diesen Weg geht augenblicklich, ebenfalls nach zunächst rein kombinatorisch (im wesentlichen von Messerschmidt) gewonnenen Grundlagen, z. B. die „subaräische", d. h. hurrisch-mitanni-nuzische, Forschung dank den Arbeiten des Verf.s selbst, von C.-G. v. Brandenstein und E. A. Speiser. Vor allem bei letzterem[1] sieht man, daß sich die Arbeitshypothese einer Verwandtschaft mit dem Urartäischen bewährt und zu beträchtlichen weiteren Fortschritten führt[2], die dann durch die Deutung der Texte eine kombinatorische Bestätigung finden. Ich halte dieses Verfahren für berechtigt, und diesem allein verdanken wir im wesentlichen den Enderfolg bei der Entzifferung des Altpersischen, der italischen Dialekte, des Alttürkischen, usw., vor allem der ugaritischen Texte in alphabetischer Keilschrift und im Grunde auch des Hethitischen (denn die spätere Forschung hatte nun einmal, volens nolens, die ganze, sich durchaus bewährende, von Hrozný gelegte Grundlage).

Sollte nun dieses Verfahren nur für die altkleinasiatischen Sprachen verboten sein? Keiner wird dem Verf. mehr von Herzen zustimmen als ich, wenn er einwenden wird, daß dasselbe Verfahren allzu leicht zu einem wüsten Etymologisieren und zu den tragikomischen Katastrophen, die besonders vom Etruskischen her bekannt sind, führen kann. Ja, est modus in rebus. In der richtigen Mischung von Kombination und Etymologie (letztere lieber in homöopathischen Dosen), von wagender Intuition und methodischer (sogar die langweiligsten Statistiken nicht scheuender) Zügelung liegt, wie immer auf dem goldenen Mittelweg, das richtige Entzifferungsverfahren, das sich übrigens sehr elastisch an die jeweilig besondere Lage der Dinge anzupassen hat. In der wenigstens teilweisen Deutung der Texte und in der Bestimmung der Sprache liegt seine Rechtfertigung und Krönung.

Die mühevolle Schilderung, für die wir Verf. danken müssen, zeigt m. E., daß wir uns unserer Irrwege nicht zu schämen brauchen, denn nur um diesen Preis war das Ziel, wenigstens in so erstaunlich kurzer Zeit, zu erreichen. Seinen berechtigten Mahnungen werden wir nunmehr insofern entsprechen können, als bei der weiteren Durcharbeitung der Texte (wie viel noch zu tun bleibt, wissen die Beteiligten selbst immer am besten) eine strengere, die glücklichen oder unglücklichen Sprünge der Intuition immer mehr zügelnde Methode einzuhalten sein wird.

1) In seiner hochwichtigen Abhandlung JAOS LIX (1939), 289—324.

2) Daß die Vergleichung als nachträglich bezeichnet und in die Anmerkungen verwiesen wird, ist unwesentlich, wenn auch manchmal die Vergleichung wirklich erst nachträglich bewußt geworden ist (aber das gilt auch für die kleinasiatische Sprachforschung).

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Ashkenazi, Tovia: **Tribus Semi-Nomades de la Palestine du Nord.** Paris: Geuthner 1938. (XVII, 286 S., VI Taf., 1 Krt.) gr. 8° = Études d'Ethnographie, de Sociologie et d'Ethnologie, Tome II. Fr. 125 —. Bespr. von L. Haefeli, Baden b. Zürich.

Bei Paul Geuthner in Paris erschien 1938 aus der Feder des Tovia Ashkenazi als 2. Band der Etudes d'Ethnographie, de Sociologie et d'Ethnologie ein wertvolles Buch über „Die Stämme der Halb-Beduinen im nördlichen Palästina." Ashkenazi ist in hohem Maße befugt, über dieses interessante, bis jetzt noch brach liegende Thema zu handeln. Schon 1930 hat er eine Arbeit über die Halb-Beduinen

im Lebensraum zwischen Nahr el-'Awǧa und Karmel veröffentlicht. Ashkenazi hat unter den in unserem Buch behandelten Beduinen seine Freunde. In ihren Zelten geht er furchtlos aus und ein, lauscht ihren Erzählungen, ißt und schläft mit ihnen, so wie es seine großen Vorgänger in diesem Teil der ethnographischen Forschungsarbeit, Janssen, Musil und Burckhardt, zu tun gewohnt waren. Etwa 80 Stämme und stammesähnliche Gebilde hat Ashkenazi im nördlichen Palästina durchforscht und auf einer dem Buche beigegebenen ethnographischen Karte verzeichnet, so wie es der Gouverneur von Beerseba, 'Âref el-'Âref, allerdings in einem viel weiteren Ausmaß für die Stämme des Südens getan hat[1]. Der Verfasser unterzieht in seiner Arbeit zunächst das Problem des Halb-Beduinentums und seine immer stärker zur Seßhaftigkeit neigende Tendenz einer eingehenden Würdigung und behandelt dann von den sozialen Belangen das Stammeshaupt, die Familie, die Rechtspflege, Gesang, Tanz und von Daten der Glaubenshaltung besonders Krankheit und Tod. Von der ländlichen Lebenshaltung behandelt Ashkenazi im dritten Teil seines Buches Wohnung, Kleidung, Nahrung, Kleinvieh, Pferdezucht, Landwirtschaft und Fischerei. Erzählungen aus Beduinenkreisen, 6 Bildtafeln und einige wertvolle Indizes bilden mit der bereits erwähnten ethnographischen Karte den Schluß des Buches. Dieselben Stoffe behandelt 'Âref el-'Âref für die 6 Beduinenstämme des Negeb, aber viel umfassender und autoritärer. Es wird eben trotz aller Mühen, die sich Ashkenazi bei seinen Erhebungen hat kosten lassen, ein großer Vorteil darin liegen, das Beduinenleben jahrelang von innen her kennengelernt zu haben. Andererseits ist die Stoffdiathese bei Ashkenazi logischer und systematischer als beim Gouverneur von Beerseba.

Rad, Prof. Gerhard **von: Das formgeschichtliche Problem des Hexateuchs.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1938. (VI, 72 S.) gr. 8° = Beitr. z. Wissensch. v. Alten und Neuen Testament, Vierte Folge Heft 26 (Der ganzen Sammlung Heft 78). RM 4.50. Bespr. von W. Baumgartner, Basel.

Der Verf. geht davon aus, daß über der Analyse der Quellenschriften des Hexateuchs sowie der formalen und inhaltlichen Untersuchung der Einzelstoffe das Problem seiner Endgestalt zu kurz gekommen sei. In nuce findet v. R. den Inhalt des Hexateuchs vorgebildet in Dt. 26, 5b—9, 6, 20—24, Jos. 24, 2b—13: kurzen, formelhaften Zusammenfassungen von Auszug und Landnahme, die im Rahmen einer kultischen Begehung rezitiert wurden. Inhaltlich ist ihnen wie freieren Abwandlungen des Schemas in der Kultlyrik (Ex. 15 Ps. 105, 136 usw.) das Übergehen der ganzen Sinaiepisode eigen, die erst in Neh. 9, 6ff., Ps. 106 eindringt. Dieser „heilsgeschichtlich" orientierten Tradition steht die auf die Gesetzesoffenbarung hinauslaufende Sinaitradition gegenüber, eine Festlegende, die im Kult verwurzelt, aber — gegen Mowinckel — dem betreffenden Fest schon vorgeordnet ist. Hängt sie mit einer althebräischen Bundesfeier in Sichem zusammen, so ist die Tradition von Auszug und Landnahme die Festlegende, mit der das kanaanäische Wochenfest historisiert und israelitisiert wird; noch älter haftet sie an einer Sakralhandlung im Gilgal. Der Jahwist hat diese Tradition zum Grundgerüst genommen, die Sinaitradition eingearbeitet und das Ganze mit Väter- und Urgeschichte organisch verbunden, wobei er über das kultische Anliegen der Einzelstoffe frei hinwegging zugunsten einer umfassenden religiösen Gesamtbetrachtung, die ähnlich wie in der Davidgeschichte Gottes Handeln jenseits der sakralen Institutionen im geheimen Wirken in der Geschichte sieht. Damit hat er im wesentlichen bereits die Form des Hexateuchs bestimmt. E. und P. bringen nur gewisse Modifikationen hinzu.

Der klugen und auch methodisch interessanten Arbeit kommt das Verdienst zu, den langen und komplizierten Weg von den lebendigen und kultisch verankerten Einzelstoffen zu ihrem Literaturwerden in vielem über seine Vorgänger hinaus gesehen und aufgehellt zu haben, wobei auch der Anteil des J. eine neue Würdigung findet. Auf Einzelfragen einzugehen ist hier nicht der Ort. Nur eine grundsätzliche Bemerkung sei gestattet. Wenn wir S. 2 lesen, die den Hauptinhalt des Hexateuchs zusammenfassenden Sätze seien „ausschließlich Glaubenssätze ..... allein und ausschließlich vom Glauben Israels gesprochen", so ist damit etwas Richtiges doch wohl stark überspitzt. Denn jene kurzen Zusammenfassungen wie vollends der gesamte Hexateuch wollen natürlich zugleich den tatsächlichen geschichtlichen Hergang geben. Dieses Neben- und Ineinander zu zerreißen und die Glaubensbedeutung unabhängig von und in Gegensatz zur geschichtlichen zu sehen, war der Neuzeit vorbehalten, die sich, nachdem ihr die letztere vielfach problematisch geworden, nun nicht ohne weiteres auch die erstere nehmen lassen wollte. Ähnlich kann man Bedenken haben gegen die Bezeichnung jener Zusammenfassungen als

1) Das Buch ist letztes Jahr vom Rezensenten ins Deutsche übersetzt und, mit Anmerkungen versehen, bei Raeber u. Cie Luzern herausgegeben worden.

„Credo" (S. 2, 4 u. ö.); ist diese doch in einer Weise dogmatisch festgelegt, die sich nicht so einfach auf Altisrael übertragen läßt.

Surkau, Hans-Werner: **Martyrien in jüdischer und frühchristlicher Zeit.** Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1938. (148 S.) gr. 8°. RM 8.50. Bespr. von H. von Campenhausen, Greifswald.

Als ein Ergebnis der verschiedenen in letzter Zeit durchgeführten Untersuchungen über die Märtyrervorstellung und den Märtyrerbegriff steht heute wohl fest, daß die früher wiederholt versuchte Ableitung aus der hellenistisch-philosophischen Umwelt des Christentums für die Anfänge nicht in Betracht kommt. Sucht man nach den Wurzeln der Vorstellung, so sind sie im christlich-jüdischen Bereich zu suchen, der damit wieder in den Vordergrund des Interesses rückt. Hier gehen die Meinungen freilich immer noch auseinander, und so war es ein glücklicher Gedanke, einmal besonders die Frage nach den jüdischen Vorformen des christlichen Märtyrertums und nach den bestehenden Zusammenhängen gründlich zu untersuchen. Die Frage läßt sich in verschiedener Weise stellen; die vorliegende, aus der Schule von Martin Dibelius (ursprünglich als Promotionsschrift) hervorgegangene Arbeit nähert sich ihr von der literatur- und formgeschichtlichen Seite. Die Meinung des Verf.s ist, kurz gesagt, diese, daß das Judentum mit seinen Märtyrererfahrungen seit der makkabäischen Zeit nicht nur die allgemeinen Voraussetzungen für die Bildung der christlichen Märtyrervorstellung geschaffen habe, daß auch nicht nur einzelne Gedanken aus den jüdischen in die christlichen Märtyrerberichte übergegangen seien, sondern daß eine „bereits fertig ausgebildete Literaturgattung", eben die „Märtyrerlegende", schon im Judentum bestand. Unter deren Einfluß entwickelte sich zunächst der Passionsbericht, und die christlichen Märtyrien setzen dann — zum großen Teil durch die Passion bestimmt, aber auch unter dem unmittelbaren Einfluß der jüdischen Märtyrerliteratur — die Linie weiter fort.

Die ersten drei Kapitel bieten dementsprechend als erstes eine Untersuchung der jüdischen „Martyrien", d. h. der Märtyrerberichte im II. und IV. Makkabäerbuch, für die eine direkte Abhängigkeit voneinander geleugnet, aber eine volkstümliche, unliterarische Märtyrererzählung als gemeinsame Quelle erschlossen wird, dann des Martyriums Jesajae und endlich der rabbinischen Texte, die von Martyrien berichten. Diese erste Hälfte der Arbeit ist sehr verdienstlich; denn sie behandelt mit reicher Materialkenntnis und sicherer, methodischer Schulung einen wichtigen Stoff, der für das Märtyrerproblem bisher fast immer nur im Vorübergehen und nicht mit genügender Sorgfalt genützt und ausgenützt worden war. Die Ergebnisse, auf die ich im einzelnen nicht eingehe, sind auch für den Exegeten und Literarhistoriker von Wert. Im ganzen wird gezeigt, wie in diesen verschiedenen Texten immer wieder gewisse, typisch martyrologische Züge wiederkehren — so das Streben nach möglichst großartiger Öffentlichkeit des Martyriums, der Bericht von Wundern, die den Märtyrer schützen oder auszeichnen, und — besonders interessant — die wechselnde und zuletzt im Gegensatz gegen die Christen wieder verschwindende Verwendung des Sühnegedankens. Es fragt sich nur, wieweit man bei dem — übrigens keineswegs gleichmäßigen — Auftauchen solcher Gemeinsamkeiten von einem festen Stil, ja von einer bestimmten „Literaturgattung" des jüdischen „Martyriums" zu reden berechtigt ist. Denn daß das Leiden und der Tod um des Gesetzes willen in der Frömmigkeit des Judentums jener Tage an und für sich eine mächtige Rolle gespielt hat, bezweifelt niemand. Diese Frage wird nirgends präzis begrenzt und gestellt. M. E. muß sie — gerade nach der vorliegenden Untersuchung — verneint werden. Die „Martyrien"-Texte, die wir kennen, begegnen jedenfalls nicht nur in ganz verschiedenen — historischen, rechtlichen, dogmatischen und erbaulichen — Zusammenhängen, sondern sind auch untereinander viel zu verschieden, als daß man sie einfach wie die späteren christlichen „Märtyrerakten" als eine bestimmte literarische Gattung zusammenfassen könnte. Ein anderes Ergebnis wäre auch überraschend, wenn man bedenkt, daß das Judentum noch nicht einmal für den Märtyrer selbst eine Bezeichnung besessen oder geschaffen hat.

Es erscheint mir als entscheidende Schwäche der ganzen Untersuchung, daß sie hier nicht sauber unterscheidet und fortwährend bloße gemeinsame Tendenzen, Anschauungen und legendarische Züge als Symptome einer festen martyrologischen Vorstellungs- und Erzählungsweise wertet. Das bestimmt zunächst den Vergleich mit der Passionsgeschichte, der das vierte Kapitel füllt. Es soll gewiß nicht bestritten sein, daß die Passionsgeschichte von den jüdischen Martyrien her Licht empfangen kann. Das gilt z. B., wie der Verf. uns zeigt, von der Vorstellung des „Kelches" und vielleicht auch von der Erscheinung des Engels in der Gethsemaneperikope. Aber das sind Einzelheiten, und was besagen im ganzen vollends so allgemeine Parallelen wie die Einführung des

Satans als treibender Kraft, die Verspottung oder die Feststellung der Unschuld durch die Verfolger, die Rolle der politischen Anklage dort und hier? All das erklärt sich ohne weiteres aus der tatsächlichen Bedeutung des Geschehens und den allgemeinen Gesetzen der Legendenbildung unter den gleichen religiösen Voraussetzungen, im gleichen oder nah verwandten Milieu und in einer für die jüdischen und christlichen Gemeinden wesentlich gleichartigen Situation. Die Richtung und Art, in der die Passionserzählung mit der Zeit weiterentwickelt wird, ist auch ohne den vom Verf. zur Erklärung herangezogenen Einfluß jüdischer „Märtyrerliteratur" (den Begriff einmal zugegeben) vollauf verständlich, und als Ganzes ist sie von diesem Vorbild her erst recht nicht zu begreifen.

Daß keine bestimmten literarischen (oder „unliterarischen") Vorlagen die Entwicklung bestimmt haben, wird, wie ich meinen möchte, auch durch die ältesten christlichen Martyrien bestätigt, die das letzte Kapitel untersucht. Es handelt sich um das Stephanusmartyrium der Apostelgeschichte, das Jakobusmartyrium bei Hegesipp (zu dem die Ausführungen E. Lohmeyers in seinem Buch über „Galiläa und Jerusalem" (1936) nicht genutzt sind) und das Martyrium Polykarps. Der Verf. kommt zu dem Ergebnis, es kämen für die christlichen Martyrien danach „zwei gestaltende Momente" in Betracht: „jüdische Märtyrergedanken und -erzählungen und die Passionsgeschichte". Aber das eine läßt sich nicht beweisen und auch das andere bedarf noch der einschränkenden Ergänzung. Gewiß, der Zusammenhang der genannten „Martyrien" mit der Passionsgeschichte ist unverkennbar. Aber der Begriff der „imitatio Christi", den der Verf. zu ihrer Kennzeichnung heranzieht, ist viel zu summarisch und paßt nur zum Teil. In Wirklichkeit sucht jede Erzählung die Beziehung mit dem „Vorbild" Christi in anderer Weise und Absicht und ist von der anderen wesentlich verschieden. Es steckt alles immer noch in den Anfängen, und nicht einmal der Begriff des Zeugen, geschweige denn die Form des „Martyriums" sind schon in klaren Zügen greifbar geworden. Daß die „imitatio Christi" für die spätere Entwicklung der christlichen Martyrien den „tragenden Gedanken" abgäbe, ist vollends eine unrichtige Behauptung.

Natürlich muß der literarische Vergleich auch durch sachliche Gesichtspunkte unterstützt werden, und es erscheint mir wenig glücklich, wenn der Verf. zum Schluß in einer mehr theologischen als philologischen Betrachtung erneut den Versuch machte, den Begriff des Martys, „Zeugen", der zugestandenermaßen erst durch das Christentum für den „Märtyrer" in Anwendung gebracht wird, grundsätzlich auch für die jüdischen Märtyrer zu retten. Das erscheint mir darum verkehrt, weil der jüdische Märtyrer kein Zeugnis im Sinn einer bestimmten, geschichtlichen Botschaft an die Welt seiner Verfolger besitzt, für das er zu sterben hätte. Sein Glaubenstod bleibt eine fromme Tat im Rahmen der gesetzlichen Frömmigkeit, und man darf diesen Unterschied nicht etwa dadurch verwischen, daß man den moralischen Eindruck, den auch jüdische Märtyrer auf ihre Verfolger machen, mit dem anredenden Sinn der christlichen Martyría zusammenbringt.

Im Lauf seiner Untersuchung setzt sich der Verf. immer wieder mit meinem Buch über „die Idee des Martyriums in der alten Kirche" (1936) auseinander, „weil es das neueste zur Frage" sei und zugleich seiner These „am schärfsten entgegensteht". Ich bedauere es, die Diskussion, die leider durch vielfache Mißverständnisse belastet ist, hier nicht fortführen zu können. Jetzt wäre vor allem noch auf die großen Artikel zu verweisen, die Hermann Strathmann im vierten Band des „Theol. Wörterbuchs" (1939) den martyrologischen Begriffen gewidmet hat. M. E. wird man auch in Zukunft, soweit das Verhältnis zum Judentum in Betracht kommt, von den martyrologischen Begriffen und Anschauungen und nicht von literarischen Beziehungen ausgehen müssen. Ich halte die vorliegende Arbeit in ihrem Weg und in ihren Hauptthesen für verfehlt. Aber selbstverständlich bleibt eine gründliche Kenntnis der literarischen Berichte von jüdischen Märtyrern für die Erforschung der christlichen Anfänge immer unentbehrlich, und in dieser Hinsicht hat uns die neue Untersuchung zweifellos in erfreulicher Weise vorangebracht.

Semitistik, Islamistik.

Ibn Ḥaiyān: Al-Muḳtabis. Tome Troisième: Chronique du Règne du Calife Umaiyade 'Abd Allāh à Cordoue. Texte Arabe. Publ. pour la première Fois d'après le Manuscrit de la Bodléïenne avec une introduction par Le P. Melchor M. Antuña, O. S. A. Paris: P. Geuthner 1937. (XXII, 175 S.) gr. 8° = Textes Arabes Relatifs à l'Histoire de l'Occident Musulman. Vol. III. Fr. 120 —. Bespr. von C. Brockelmann, Halle/S.

Wie von so vielen Werken der älteren arabischen Literatur so sind uns auch von den Schriften des spanischen Historikers a. Marwān Ḥaiyān b. Ḫalaf b. Ḥaiyān (gest. 460/1068) nur spärliche Bruchstücke erhalten. Während sein Hauptwerk *al-Matīn* als vollständig verloren gelten muß, sind von seinem *al-Muqtabis fī ta'rīḫ riǧāl al-Andalus* wenigstens 2 Bände ge-

rettet. Am längsten bekannt ist der in der Bodleiana zu Oxford erhaltene 3. Band, die Geschichte des Emīrs ʿAbdallāh von Cordova für die Jahre 275—299, die Hauptquelle Dozys für die Geschichte dieses Fürsten in seiner Histoire, die er auch für sein Supplément ausgiebig benutzt hat. Bruchstücke eines Bandes über die Regierung Ḥakams II für die Jahre 360/2 hatte Codera in der Bibliothek der Erben des Sīdī Ḥammūda zu Constantine entdeckt. Diese beiden Bände lassen den Charakter des Werkes wenigstens einigermaßen beurteilen. Seinem Titel entsprechend beginnt der 3. Band nach einem kurzen Bericht über die Thronbesteigung des 7. Merwāniden mit einer Aufzählung seiner Beamten, der zahlreichen Rebellen, die er zu bekämpfen hatte, sowie der Dichter, die seine Taten besangen, mit mehr oder weniger eingehenderen Mitteilungen über ihre Lebensverhältnisse. Dann folgt eine nach Jahren geordnete Chronik seiner Regierung von 275/99. Diese stammt zum größten Teil aus der verlorenen Chronik des ʿĪsā b. Aḥmad ar-Rāzī, die mit der Regierung Ḥakams II schloß. Dessen Nachrichten ergänzt er gelegentlich aus andern Quellen, namentlich aus b. al-Qūṭīya. Ar-Rāzī war wohl auch seine Hauptquelle für die Regierung Ḥakams II. Soweit sich nach den Mitteilungen Coderas urteilen läßt, folgte er hier einem ganz anderen Plan; von den 38 erhaltenen Kapiteln handeln 8 über Festfeiern, 8 über kriegerische Unternehmungen, während sich der Inhalt der übrigen Kapitel nicht mehr sicher feststellen läßt. So dankbar wir daher auch dem Verf. für die uns erhaltenen Auszüge aus älteren Werken sein müssen, so läßt sich doch der literarische Wert seiner Arbeit nicht so hoch veranschlagen. Ibn ar-Rāzīs Berichte über die Kämpfe des Emīrs mit den Feinden seiner Herrschaft, vor allen mit dem Rebellen ʿO. b. Ḥafṣūn, zeichnen sich vielfach durch große Lebendigkeit aus und erinnern manchmal an den Stil der *Aiyām al-ʿArab*. Wie diese sind sie vielfach mit Gedichten durchsetzt. Daß der Verf. daneben noch lateinische Quellen für die Geschichte von Léon benutzt hätte, wie Dozy vermutete, dürfte sich schwerlich erweisen lassen. Den Text der Oxforder Hs. fand Dozy zu schlecht, als daß er eine Edition gewagt hätte. Es wäre daher vielleicht zu empfehlen gewesen, wenn der Herausgeber den Text der Hs. nur mechanisch hätte reproduzieren lassen. Bei dem Text, den er hat drucken heißen, ist man trotz der sehr zahlreichen Verbesserungen auf S. 169/75 nicht immer sicher, ob man es mit Fehlern der Hs. oder des Druckes zu tun hat. Im Ganzen aber erweist sich das Urteil Dozys doch als etwas zu hart. Wie namentlich auch die Überlieferung der Gedichte zeigt, ist der Text nicht so schlecht, wie man danach vermutet hätte, aber er beruht offenbar auf einer nach Gelehrtenart wenig punktierten Vorlage. Betrachtet man die Punkte nicht als Teil der Überlieferung, so läßt sich diese meist mit ziemlicher Sicherheit interpretieren. In den folgenden Bemerkungen zum Text ist auf die zahlreichen Ortsnamen nur vereinzelt Rücksicht genommen, da der Herausgeber für seine spanische Übersetzung eingehendere Untersuchungen über sie ankündigt.

Der geringe hier zur Verfügung stehende Raum zwingt dazu, von offenbaren Druckversehen und Verstößen gegen die Orthographie abzusehen, S, 1, 4 l. *al-muḫālifīna*; 5. *aʿyā*. 4, 3 l. *iġmār* „des Beieinanderbleibens". 6, 10. *taġālau . . .* *bit-tuqā wal-ʿadlī* „die an Frömmigkeit und Gerechtigkeit miteinander wetteiferten" eb. *innamā*. 10. 4 *fawuzina* der Hs. ist richtig, l. *mimmā* „da wurde er mit einem Teil seines Besitzes belastet". Eb. 8. *li'akābir*. Eb. 10 *Rīmiya* s. Lévi-Provençal, La Péninsule Ibérique au Moyen Âge, 79, 8. Eb. 18 *bani'l-bādī* „der Beduinen". Eb. 19 *Muġarniq* und *muḫabriġ* der Hs. sind richtig „Kranich- und Reiherjäger". 11, 3 l. *ṣūratan* Eb. 4 *kalmuzni*. 12, 8 l. *-fayaḫbūhum*. 12, 18, die zweite Hälfte gehört nicht zum Verse, sondern zum folgenden Text, l. *walaḫā*. 13, 15 l. *yatanaqqalūna* „die als Zukost aßen". 14, 14 *li'Omara*. 15, 3 *wa'aʿyā*. 16, 17 *wada'aba* „und zeigte Eifer", Eb. 20 Ms. richtig *wabaṭṭa*. 18, 20 *waqātala ʿizāzahum*. 19, 10 l. *naġila*. 21, 9 *yanḫaʿu*. 22, 4 *arkabathu*. 25, 4 *wantašara*. 33, 14 *al-mutaḫannit*. 34, l. *iḏā waradat ʿalaihi aḫaḍa* „wenn der Tribut bei ihm eintraf, nahm er einen Teil". 37, 1. *ẓalla*. 39, 8 *mā aḫassa lahū ʿuyyābuhū* „(Mängel seiner Regierung) derentwegen es seine Tadler leicht fanden, ihn anzugreifen". 40, 8, *lidifāʿi mā ʿarāka* „gegen das, was Dir zugestoßen". 41, 2 *yunāqiḍuhā*. 41, 13 str. *fīhim bihi zamānuh*. Eb. 14 *falā yuḫallūnahū*. Eb. 18. *taʿmīratu kaṯratin saddan ʿanhā*, „(und unter ihrer Zahl war der Name ihres Führers) ein genügender Ersatz für eine Menge". 42, 4 *wastašrafa 'l-ḥamda wabaḍḍa'l-ḥuḫūl*. Eb. 16. *fa'utīḥa*. 43, 7 *farīdu*. 44, 12 *aḥad*. Eb. 15 *fīhi* 17 und 20 *ġazīr*. 48, 3 v. u. *ḫairu*. 49, 2 *udārī* und *tuzrī*. Eb. u. *naḫārīr* 50, 13 *fīmā ḫāluhū sahlatun raslatun* „indem seine Lage leicht und bequem war". 52, 14 *liyukrihahum* „um sie (zum Gehorsam) zu zwingen". 55, 2 *instinṣār*. 56, 7/8, *yuʾaṭṭirūnahū* „indem sie ihn (seine Herrschaft) vorzogen". Eb. *an yuʿāwidahum ġalabahum* „daß er sie wieder besiegen würde". Eb. 19 *aḫlāfahum* „ihre Bundesgenossen" 57, 7 *waʾaʿāra* „und er überließ". Eb. 16 *kaḏubbāni ḏubnin* „wie Fliegen auf einem Käse (oder Würmer auf Misthaufen)". Eb. 17 *suḏumin*. 61, 18 *ġašiya*. Eb. 20 *yaʾisū*. 62, 15 *ḫulafāʾuhum*. 63, 13 Was soll das *illā*, das der Herausgeber einfügen will? „und nach einer gewissen Anstrengung (*laʾyin mā*) zitierte er die folgenden beiden Verse". Eb. 18 *faʾḏanū* ist richtig, wie das folgende *biwaqʿatin* des Ms.: „Auf, laßt euch warnen vor einem nahe bevorstehenden Unheil". 64, 20 l. *inḏarū* „laßt euch warnen". 71 pu. *waḫalla*. 72, 19 *waḫašada . . . biʿiddatihā*. 73, 17 *inḫāš*, den Lexx. als noch nicht belegter Stamm IV = I nachzutragen. 74, 3 Ms. richtig *faḫʾatan* „unversehens". Eb. 12 *fastanhaḍū*. 75, 8 *al-muqaddam*. 10 *waḫallā*, 21 *waḫāza*. 76, 13 *fi'l-iġrāʾi* „zu hetzen". 77, 2 *wal-ītisāʾ* „und sich ein Beispiel (*uswa*) zu nehmen". 78, 11 *wayabluġa maʾ-*

manahū „und seine Zuflucht zu erreichen". 79, 7 *ġirratan.* 80, 19 *waġilẓatihi.* 84, 18 *mawāġid al-munāfasa* „die Empfindungen der Eifersucht" (s. Dozy Suppl.). 85, 12 *maraḍan.* 21 *ḫaṭṭahum.* 87, 10 *yalbaṭā.* 11. *'adūwu abīhimā.* 12. *ilḥāḥan.* 88, 10 *waraġība.* 14 *wasu'ālihi.* 89, 9 *waqārabahū.* 15 *waġammat istimāratuhā* „und sie erhielt reichliche Zufuhr". 91, 9 *yaqtulu.* 10 *kallamahū.* 12 *yamrudu.* 92, 14 *istibsālihim.* 93, 13 *iġābatahū.* 15 *tuġāha.* Eb. Das in den Verbb. angezweifelte *iḍṭihād* „unterdrücken" ist richtig. 95, 2 *naḥīdu* des Ms. „daß wir zurückweichen" ist richtig, danach *'anhum* wie 3 *ḥiyādunā 'anhum.* 95, 7 *waḥibruhum.* 96, 6 *istaqallahū.* 97, 9 *falazzahum* „und bedrängte sie". 98, 5 *kazzan* „die Feinde halten ihn für hart gegen sie, während uns sein Antlitz mild und gütig ist". 99, 16 *wamuqṣiru'r-riġāl* „und die nichtkampffähigen Männer" ist richtig. 100, 1 *qāfilatun.* 101, 3 *lāḥiqatu'l-ayāṭil* „mit schlanken Hüften" wie *Ǧarīr,* Diw. I, 70, 6 und sonst oft. Eb. *šadīf* „großes, starkes Roß" ist richtig. Eb. 16 *nakabat* und *wanṣā'a.* 103, 9 *al-ġaḍāḍa.* Eb. 16 *qadīm al-baitūta* „von alter Familie" (s. Dozy). 104, 1 *kannaqā'l-mutahaiyili* „wie rinnender Sand". 105, 12 *az-za'ānif* „die Scharen". Eb. 13 *'āyana* und *'aṣamahū.* 109, 13 *waqā'id.* Eb. u. *ḫud-'atan.* 111, 8 *fa'ūqida* wie 122, 7. Eb. 16 *ḥīnan,* 18 *al-ḫabīṭ.* 113, 15 *wataqyīdihī.* 115, 10 *ḫaiyiz.* Eb. 20 *wa'aṭmān.* 117, 14 Ms. *muta'aḍḍiran* richtig. Eb. 20 *fanašībat.* 118, 3 *lir-raḥīl.* Eb. 18 *'an ḫuṭṭatihi.* 119, 6 *wālāhā.* Eb. 9 *faḥtafalat.* 120, 6 *sālat* „schwemmten hinweg". 126, 2 *tublayā.* 127, 9 *biḥarbi.* Eb. 19 *ġaraṭ* „Hunger". 130, 6 *min* l. *ma'a.* 130, 4 *fīmā qīla.* Eb. 7 *wafaṭḥāni,* das allerdings auch Dozy, Suppl. I, 310a liest, gibt keinen Sinn. Lies mit anderer Vokalisation als bei Dozy: *fatuḥānu fī yaumi taḥakkumin 'ala'llāhi ta'ālā waṭṭiqārin limā ilḥ* „So wirst du betrogen werden am Tage, da du dich gegen Gott erhebst und seine früheren Wohltaten verachtest". Eb. 20 *al-ḫilf.* 131, 7 *yuġib.* 135, 1 mit Ms. *muḍauḍi'ūna* „anrufend". 135, 6 *u'ammiluhū* und *tastakiddunī* des Ms. sind richtig. 139, 12 *iġtaṭṭat* „wurden überschwemmt". 144, 1 *ḍāka.* 15 *wanašībat.* 145, 18 *mutamāli'īna.*

Der spanischen Übersetzung des wichtigen Textes, die auch nach Dozy noch eine reiche historische Nachlese verspricht, sehen wir mit größtem Interesse entgegen.

Crouchley, A. E.: The economic development of Modern Egypt. London: Longmans, Green & Co. [1938]. (VIII, 286 S., 2 Ktn.) 8°. 5 s. Bespr. von Ernst Klingmüller, Berlin.

In seinem zur Besprechung vorliegenden Buch gibt der Verfasser ein Bild von der wirtschaftlichen Entwicklung Ägyptens seit der napoleonischen Expedition bis zur Jetztzeit. Dabei geht er so vor, daß er den Stoff zunächst historisch gliedert; erst die einzelnen Kapitel werden dann fachlich unterteilt. Schon damit ist aufgezeigt, daß es sich um keine rein nationalökonomische, sondern mehr um eine wirtschaftspolitisch historische Darstellung handelt. Die Kenntnis der historisch politischen Vorgänge wird dabei nicht vorausgesetzt, sondern diese werden — teils in besonderen Einführungen am Kapitelanfang, teils am Rande — mit behandelt. Auf diese Weise erhält man einen guten Querschnitt durch einzelne Epochen. Dagegen bereitet es Schwierigkeiten, sich von der gesamten Entwicklung eines einzelnen Wirtschaftssektors ein durchgehendes Bild zu machen, da die einzelnen Kapitel nicht alle nach demselben Schema unterteilt sind.

Trotz alledem bietet das Buch materialmäßig eine Menge. Zu loben sind vor allem die sorgfältig zusammengestellten statistischen Angaben, die in den einzelnen Kapiteln zur Erläuterung des Textes und außerdem gesammelt in einem Anhang dargestellt sind. Gerade für die Zeit Mohammed Alis ist eine Zusammenfassung von derartigem Material, das naturgemäß allerdings nur auf Schätzungen beruhen kann, sehr zu begrüßen. Dieses Kapitel bildet meines Erachtens überhaupt den Höhepunkt. Mit Recht weist der Verfasser auf die Problematik hin, die sich bei der Durchführung der wirtschaftlichen Pläne Mohammed Alis zeigte; Probleme, wie sie auch heute noch in gleicher Weise bestehen.

In einem Lande ohne große Bodenschätze kann die Industrie nur eine bedingte Rolle spielen; ein stärkerer industrieller Ausbau macht in geradezu schädlichem Maße die Gesamtwirtschaft für die Schwankungen auf dem Weltmarkt empfänglich. Das natürliche Mittel, den Bevölkerungsüberschuß in der Industrie aufzufangen, war daher nur in geringem Umfang anwendbar. So blieb neben dem Handel, der außerordentlich starken Schwankungen ausgesetzt war, kein anderer Ausweg als eine weitere Intensivierung und Spezialisierung in der Landwirtschaft, d. h. letzten Endes der Kampf um weiteres Wasser zur Berieselung neuen Bodens.

Leider werden die Gedanken über diese Probleme von dem Verfasser in den weiteren Kapiteln nicht konsequent fortgeführt. — An einzelnen Wirtschaftssektoren werden im Kapitel Mohammed Alis nach einem kurzen historischen Abriß folgende im einzelnen behandelt: die immobiliaren Besitz- und Eigentumsverhältnisse, Bevölkerung, Landwirtschaft, Industrie und Verkehr, Handel, Währung sowie Staatseinkünfte. Jedoch wird diese Einteilung in den folgenden Kapiteln nicht korrekt beibehalten. Es fragt sich ferner, ob es nicht günstiger gewesen wäre, die mit dem Boden und seiner Bewirtschaftung zusammenhängenden Komplexe so zusammenzufassen, daß eine Wiederholung und Überschneidung vermieden worden wäre.

Die Zeit der Anleihen und die englische Okkupationszeit sind meines Erachtens mit Recht verhältnismäßig kurz behandelt; denn die Einzelheiten des Zinsendienstes bieten für

die Erkenntnis der weiteren Wirtschaftsentwicklung Ägyptens nichts Neues. Es folgt die Darstellung der Kriegszeit, in der die frühere Goldwährung Ägyptens sich gezwungenermaßen an den Sterling-Block anschließen mußte, sowie ein Aufriß der Kreditpolitik in der Nachkriegszeit. Gern hätten wir auch etwas über die Auswirkungen der Abschaffung der Kapitulationen auf die Wirtschaft erfahren.

Nicht unwidersprochen kann die wohl etwas zu günstige Beurteilung der zukünftigen bevölkerungspolitischen Entwicklung hingenommen werden, wenn der Verfasser behauptet, Ägypten habe genug Wasser und damit auch genug anbaufähiges Land, um darauf auch in absehbarer Zeit seine stetig wachsende Bevölkerung zu ernähren (S. 239). Ebensowenig ist etwas gewonnen, wenn der Verfasser das Problem damit abzutun sucht, daß die spätere Generation auf Grund ihrer höheren Kultur schon einen Ausweg finden werde (S. 240). Die in diesem Zusammenhang sich aufdrängende Frage der ägyptischen Besiedlung des Sudan wird nur kurz gestreift.

Im ganzen ist das Buch vor allem wegen seiner vielen statistischen Angaben sehr nützlich und wertvoll.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Ginneken, Jacques van: **Contributions à la Grammaire comparée des Langues du Caucase.** Amsterdam: N. V. Noord-Hollandsche Uitgevers-Maatschappij 1938. (V, 138 S., 5 Übersichten.) 4° = Verhandelingen der Koninklijke Nederlandsche Akademie van Wetenschappen, Afdeeling Letterkunde, Nieuwe Reeks. Deel XLII. Bespr. von Gerhard Deeters, Bonn.

Während zwischen den (nord)ost- und den (nord)westkaukasischen Sprachen ein, wenn auch recht entfernter, Zusammenhang im Sinne der genealogischen Sprachverwandtschaft nicht mehr geleugnet werden kann[1], obwohl sie im Sprachbau sehr stark auseinandergehen, ist irgendeine Anknüpfung der südkaukasischen (kharthwelischen) Sprachen an die nordkaukasischen bisher nicht gelungen. Es ließe sich allerdings eine Entwicklung des kharthwelischen Sprachbaus aus dem westkaukasischen denken — und zwar im Sinne einer „Indogermanisierung", eines Übergangs vom Polysynthetismus zur Flexion —, aber es finden sich gerade in den entscheidenden Stellen (Zahlwörter, Pronomina) keine Wortgleichungen. Ein jedenfalls origineller Versuch, das Georgische direkt auf eine kaukasische Ursprache zurückzuführen, wird in dem vorliegenden Buch gemacht. Der Verf. geht aus von den sowohl in den ost- wie in den westkauk. Sprachen vorkommenden Laterallauten, die für die kauk. Sprachen im Vergleich zu den benachbarten Sprachstämmen charakteristisch sind, so wie die armenide (vorderasiatische) Rasse den Grundstock der rassischen Zusammensetzung der kauk. Völker bildet. In der aus früheren Veröffentlichungen van G.s bekannten Überspitzung des gewiß fruchtbaren Forschungsprinzips, daß die Artikulationsbasis und damit das phonologische System abhängig ist von dem Bau der Sprachorgane und damit von körperlichen Rassenmerkmalen, setzt er für das rein vorderasiatische kaukasische Urvolk eine Ursprache an, deren einsilbige Wörter ausschließlich aus Laterallauten bestanden. Um zu verstehen, wie er zu diesem rein „lateralen Lautsystem" kommt, ist es nötig, die in den einzelnen kauk. Sprachen wirklich vorhandenen Laterallaute kurz vorzuführen.

Systematisch lassen sie sich folgendermaßen ordnen: I Spiranten: 1. stimmhaft L; 2. stimmlos mit offenem Kehlkopf η; 3. stimmlos rekursiv (mit Kehlkopfverschluß $\dot{\eta}$. II Affrikaten: 4. stimmhaft Λ; 5. stimmlos λ; 6. stimmlos rekursiv $\lambda\!\!\downarrow$. Zu den einzelnen Lauten ist folgendes zu sagen: 1. L wäre ein stimmhafter Laut, der sich vom gewöhnlichen *l* durch ein hörbares Reibegeräusch unterschiede; ob es einen solchen Laut überhaupt gibt, scheint mir zweifelhaft. Trubetzkoy (der ihn *l̲* schreibt) nimmt ihn in zwei Sprachen an: im Tscherkessischen, z. B. in *bl̲e* „Schlange", wo aber Jakovlev Caucasica 6 I (1930) 1ff. nur das gewöhnliche *l* nennt, und im Artschinischen (Caucasica 8 [1931] 41): hier beruht das auf einer Deutung der von A. Dirr gegebenen Lautbeschreibung, die erst durch experimentalphonetische Untersuchungen bestätigt werden müßte. 2. η gibt es im Awarischen, Andischen (die kleinen andodidoischen Sprachen besitzen ebenfalls Laterallaute, deren genaue Bestimmung noch unmöglich ist; jedenfalls sind es nirgends mehr als im Andischen) und Artschinischen in zwei Intensitätsstufen: „lokker" η und „gedrängt" $\cdot\eta$ ($\bar{\eta}$, $\eta\eta$), im Tscherkessischen ohne Intensitätsgegensatz η. 3. $\dot{\eta}$ kommt nach Jakovlev a. a. O. Tafel VII (dort $\dot{l}$ geschrieben) in den meisten tscherkessischen Dialekten, z. B. dem Kabardinischen vor, wo es einem $\lambda\!\!\downarrow$ des Abadzechischen und Temirgoischen entspricht. 4. Λ ist ein nur erschlossener Laut: Trubetzkoy setzt für das Urostkaukasische die vier lateralen Phoneme $*\eta$, $*\cdot\eta$, *Λ und $*\cdot\lambda$ an, die aber seiner Ansicht nach schon dort mit den vordervelaren Spiranten und Affrikaten $*x$, $*\cdot x$, $*gg$ und $*\cdot\hat{k}x$ dialektisch wechselten. 5. λ ist im Andischen und Awarischen belegt; es kommt auch in dem von Jakovlev a. a. O. gegebenen Lautverzeichnis der Tscherkessischen Dialekte unter Nr. 81 vor, fehlt aber in der Tabelle der Lautentsprechungen. 6. $\lambda\!\!\downarrow$ findet sich im Awarischen, Andischen, Artschinischen und in tscherkessischen Dialekten, darunter auch der kjachischen Schriftsprache. Es besitzen also an Laterallauten (wenn man von *l* absieht) das Awarische η, $\cdot\eta$, λ, $\lambda\!\!\downarrow$ (in der jetzigen Schrift des Awarischen geschrieben, ļ, ļļ, ł, ǥ), das Kabardinische η, $\dot{\eta}$ (geschrieben ļ, lh), das Kjachische η, $\lambda\!\!\downarrow$ (geschrieben L, ļ).

Es sind also nur verhältnismäßig wenige kauk. Sprachen, die Laterallaute haben, und

1) Vgl. Fürst N. Trubetzkoy, Nordkaukasische Wortgleichungen (WZKM 37, 76ff.).

keine hat mehr als vier. Aber es fällt dem Verf. nicht schwer, daraus ein System von 40 urkaukasischen Lateralen herauszuspinnen. Er nimmt die fünf Laute λ, ƛ, L, ɬ, Λ je in der lockeren und in der gedrängten Gestalt, und auf die erhaltenen 10 wendet er die Eigentonkorrelation „nicht labialisiert: labialisiert" (die z. B. im Andischen bei Lateralen besteht) und die Korrelation „gewöhnlich: emphatisch mouilliert" an (die nur in Sprachen ohne Laterale bezeugt ist). Auf diese Weise kommt ein System von zum größten Teil gänzlich imaginären Phonemen wie λ̓, Λ°Λ°, L′° usw. zustande. Diese Laute hätten nun die einwandernden Orientaliden und Mediterranen, als sie mit den Urkaukasiern in Berührung kamen, nicht nachsprechen können (was man ihnen nicht verdenken kann!), vielmehr nach ihrer Artikulationsweise in Konsonantengruppen zerlegt, etwa in der Art, wie der anderssprachige Hörer die heutigen kaukasischen Laterale auffaßt, z. B. λ als *tkxl*, λ̓λ̓ als *t̓t̓q̇χl*, Λ°Λ° als *d°d°g°γ°l* usw. Hier hätten sie noch Vokale eingeschoben, je nach der Sprache verschiedene, und so wären die einzelsprachlichen Formen entstanden.

Sehen wir uns das Hauptbeispiel für diese Theorie näher an! «Prenons p. e. le nom pour *main* qui autrefois ne contenait que la seule spirante latérale dure et qui l'a gardé en karata, de sorte que avec le préfixe r- le mot pour main y est *r̥-eɲa* (qui sonne *rexla*); comme le ɬ est devenu *l* c'est en andi et tinda *rela*, en godoberi et bagoulal *lela*. Mais à côté de cette forme avec préfixe la langue routoul a une forme sans préfixe *xyɬ*, qui en aghoul et en tabasaran est *xil*, mais la même langue karata a aussi une forme sans préfixe *yažu*, et les autres langues ont des parallèles comme *yaža*, *yazu*, *jela*, *geša* et *yaži*. Le *ž* correspond évidemment au *l* du routoul, de l'aghoul et du tabasaran. Est-ce que nous dirons maintenant que le *ž* ou le *l* sont le représentant de ɬ et que le *x*, *γ* ou *g* pendent en l'air? Ou qu'inversement le *l* et le *ž* pendent en l'air, et que le *x*, *γ* ou *g* représentent la latérale? Ou admettrons nous que le ɬ étant réalisé comme *xl* sans voyelle d'abord, s'est développé depuis en *xil*, *xyɬ*, *γələ* ou *γəžə*, puis enfin en *yaža*, *yažu* ou *yaži*, et enfin même en *geša*? Ce qui augmente la vraisemblance de cette dernière explication, c'est que l'axlwaxl, le dido et le xwarši ont une forme avec la latérale occlusive et affriquée λ: r-*eʎa* et l-*iʎa* (qui sonnent *reʈqla* et *likla*). Or à cette forme correspondent la forme awar *kojr*, la forme du bac *kor* et les formes kapoutchi *kwo* et *kwoda*. Est-ce que nous dirons maintenant que le *r* de *kojr* et de *kor* n'a rien à faire avec la latérale, mais que le *k* est son correspondant complet? Ou admettrons nous, comme les changements de *l* en *r* et *d* sont très fréquents ici, que *kr*, *k(j)r* et *kwd* sont les développements ultérieurs de *kl*?» (S. 27). Der hier vorgeführte Wirrwarr entspringt der vorgefaßten Meinung, alle ostkauk. Wörter für „Hand" müßten etymologisch identisch sein, — wie wenn man dem Indogermanisten zumuten wollte, die Wörter *Hand*, *manus*, χείρ und *ruka* unter einen Hut zu bringen. In Wirklichkeit handelt es sich um vier verschiedene awarische Wörter und deren etymologische Entsprechungen in den anderen Sprachen: 1. *kojr* (*k°er*) „Hand", dazu artschinisch, udisch, chinalugisch *kul*, batsisch *kor*, inguschisch *kulg*, tschetschenisch *kuĵg* „Hand", lakkisch *ka*, kaputschinisch *ko* „Arm", tschetsch. *kārə* „Ärmel", tabasaranisch *kül*, aghulisch *kul* „Ast" (eine nahliegende Metapher). 2. *·qoal* „Ärmel", dazu tab. *·xil*, agh. *xil*, rutulisch, tsachurisch *xəl*, kürinisch *γil* „Hand" und kür. *xäl* „Ast" (Plur. *xiler*; da die Spiranten im Kürinischen unter gewissen [noch unbekannten] Bedingungen stimmhaft geworden sind, ist die doppelte Vertretung mit Bedeutungsdifferenzierung durchaus möglich). 3. *ruɬ* (genauer *ru·ɬ*, da dieser Laut gedrängt ist, wenn er auch kein lockeres Gegenstück hat) „Arm", dazu (?) karata *reɲa* usw. „Hand". 4. *yež* (Erg. *yaža·ca*) „Unterarm", dazu andisch *yažu* usw. (? tsach. *guč* „Unterarm"). Daß diese vier ganz verschieden lautenden Wörter derselben Sprache einunddasselbe ursprachliche Wort fortsetzen, wird wohl niemand glauben. Ähnlich können die weiteren Beispiele des Verf. analysiert werden, wofür hier naturgemäß der Raum fehlt.

Damit aber nicht genug der Verwirrung. Die Urkaukasier hätten ihre so in fremdem Munde entstellten Wörter wieder aufgegriffen und teilweise rekaukasisiert, wobei sie wieder Laterale einführten, aber nicht mehr die ursprünglichen, so daß die lautgesetzlichen Vertretungen gestört sind. Diese Kontaminationsformen, „Amphibien", wie er sie nennt, sind dem Verf. besonders wertvoll, um auch Wörter mit verschiedenen Lateralen bzw. deren angeblichen Fortsetzungen miteinander gleichzusetzen.

Nun kommen wir zu dem eigentlichen Hauptteil der Arbeit, in dem fast 2000 Wörter des Georgischen unter die 40 Phoneme der Ursprache aufgeteilt werden. Das geschieht mit Hilfe der anlautenden Konsonantengruppen, an denen das Georgische allerdings besonders reich ist: es gibt Wörter, die mir *brçq̇-*, *çq̇lv-*, *čxrt-* u. ä. beginnen. Einen großen Teil dieser Konsonantengruppen hat man bisher als durch Vokalsynkope entstanden erklärt, z. B. wenn das Wort für „Wasser" im im Nom. Sing. und vor konsonantischen Endungen die Form *çq̇al-* zeigt (*çq̇ali*, *çq̇alsa*, *çq̇alta*), dagegen *çql-* vor vokalischen Endungen und Suffixen (*çq̇lisa*, *çq̇lebi*; *çq̇liana* „wasserreich"); und ebenso hat man wegen *movķal* „ich tötete" und *movķlav* „ich töte" den Infinitiv *moķlvaj* „Töten" als aus **moķalavaj* entstanden aufgefaßt. Nach dem Verf. ist diese vom Standpunkte der beschreibenden Grammatik als Synkope erscheinende Tatsache historisch als Anaptyxe aufzufassen: das Ursprüngliche seien *çq̇l* und *ķlv*. Allerdings sprechen Fremdwörter wie *ķeisari* „Kaiser", Gen. *ķeisrisa* oder *nišani* „Zeichen", Gen. *nišnisa* durchaus für Synkope, aber das ficht den Verf. nicht an. Vielmehr dient ihm seine Theorie dazu, nun auch solche Wörter, die nie ihren Vokal verlieren, auf Konsonantengruppen zurückzuführ-

ren, z. B. *kori* „Habicht" auf *kr*, *sami* „drei" auf *sm*. Um die sehr mannigfachen Konsonantengruppen auf die 40 Urlaterale zu verteilen, bedarf es der Annahme einer sehr mannigfaltigen und ungeregelten Vertretung, z. B. soll das Λ'° *b*, *bd*, *bgl*, *bgr*, *bγ*, *bl*, *bn*, *br*, *b(r)ǯ*, *bz*, *gm*, *gmn*, *gmr*, *gv*, *gvd*, *gvl*, *gvn*, *gvr*, *γm*, *γv*, *m*, *mr*, *mz*, *v* oder *vr* ergeben haben können; daß manche *l* und *d* im Georgischen auf *n* zurückgehen, genügt dem Verf., um jedes *n* oder *d* auf *l* zurückzuführen. Dieser Art von Etymologie ist nichts mehr unmöglich. Und wenn sich ein Wort doch nicht fügen will, wird ad hoc eine Metathese angenommen, z. B. *qorci* (> *xorci*) „Fleisch" < **ɋɋori*, um es auf die Gruppe *ɋɋr* < λλ zurückzuführen; oder es wird falsch zerlegt: S. 90 werden *mo-sava-li* „Ernte" und *nat-esavi* „Samen" auf die Gruppe *sv* zurückgeführt, *na-tes-avi* ist aber ein Ptz. zu *tes-vaj* „säen", wozu auch *tes-li* „Saat" gehört, und *mo-sa-val-i* ist von *mo-val-s* „es kommt her" gebildet, wie *šesavali* „Einkommen" von *ševals* und *gansavali* „Stuhlgang" von *ganvals*. Andererseits wieder verkennt der Verf. Möglichkeiten des Lautwechsels innerhalb des Georgischen und seine Freude an der Bildung von Varianten und Spielformen, namentlich bei affektbetonten Wörtern: von dem Verbum *ɋvreta* „gucken" (Intensivum zur Wurzel *ɋvir* „schauen") werden (neben anderen) vier Wörter für „Ritze" gebildet: *ɋučruṭana*, *ǧuǧruṭana*, *ɋvriṭina*, *ǧvriṭina*, — hier sind sie vier verschiedenen Urlateralen zugewiesen. Die angeführten Fälle sind nicht etwa vereinzelt, derartiges findet sich auf Schritt und Tritt. Aber auch wenn man das Wörterverzeichnis bereinigte, wäre damit nichts bewiesen; denn ebenso wie sich die zahlreichen (zumeist armenischen und persischen) Lehnwörter die der Verf. nicht als solche erkannt hat oder nicht anerkennen will[1], friedlich dem Schema fügen, so wird man mit derselben Methode auch den größten Teil des Wortschatzes anderer Sprachen, etwa des Deutschen oder des Eskimoischen, auf die 40 urkaukasischen Laterale zurückführen können.

Ich stimme mit dem Verf. darin überein, daß es zu wenig Kaukasologen gibt — erst recht seit dem zu frühen Tode des Fürsten Trubetzkoy, der in dem vorliegenden Buch zwar mit Achtung genannt wird, dessen strenge Methode aber keine Nachahmung findet —, und daß auf diesem Gebiet noch viel fruchtbare Arbeit geleistet werden kann, aber ich glaube nicht, daß der vom Verf. eingeschlagene Weg anderswohin führt als in die Irre.

1) So soll armen. *žam* „Stunde" aus georg. *žami* stammen. Und NW-ir. *žamān* „Stunde" etwa aus dem Armenischen?

Moghadam, Mohamad E., u. Yahya **Armajani: Descriptive Catalogue of the Garrett Collection of Persian, Turkish and Indic Manuscripts** including some Miniatures in the Princeton University Library, under the Supervision of Philip K. Hitti. Princeton: Princeton University Press; London: Oxford University Press 1939. (IX, 94 + X S.) 4° = Princeton Oriental Texts, Vol. VI. $ 7.50. Bespr. von Fr. Taeschner, Münster (Westf.).

Die in vorliegendem Katalog beschriebene Sammlung besteht aus 149 persischen, 83 türkischen, 8 indischen Handschriften und 1 Paschtō-Handschrift; dazu aus 14 Einzelminiaturen und einem Album mit persischen und indischen Miniaturen und Schriftproben indischer Herkunft. Hervorzuheben ist ein Chamsa des Niẓāmī, geschr. 847—49 H. 1443—45 D. (Nr. 7) mit 9 guten Miniaturen der timuridischen Schule, und ein Ẓafarnāma des ʿAlī Yazdī von 872 H. 1467—68 D. (Nr. 54) mit 12 Miniaturen bester Qualität von dem größten persischen Meister, Bihzād. Diese Miniaturen haben bereits eine kritische Behandlung gefunden durch T. W. Arnold, Bihzād and his Paintings in the Ẓafarnāmah Ms., London 1930. Dieser Band ist noch dadurch bemerkenswert, daß er außer der Bibliothekseintragung für Sultan Ḥusain Baiqarā, für den er wahrscheinlich angefertigt worden ist, eigenhändige Eintragungen der Moghulkaiser Akbar, Dschahāngīr und Schāhdschahān und die Siegel der beiden letzteren und ʿAlamgīr's enthält. Hervorzuheben ist ferner noch eine Handschrift der Rubāʿīyāt des ʿOmar Chaiyām von 868 H. 1463—64 D., die viertälteste Handschrift derselben, 145 Vierzieler enthaltend.

Angaben über Handschriften in anderen Bibliotheken und über Literatur (Ausgaben usw.) sind sehr knapp, vielleicht zu knapp.

Südasien.

Ruthnaswamy, M.: Some Influences that made the British administrative System in India. London: Luzac & Co. [1939]. (VIII, 660 S.) 8°. 21 s. Bespr. von H. v. Glasenapp, Königsberg/Pr.

Das Buch ist eine erweiterte Niederschrift der auf Kosten des Sir William Meyer Endowment vom Verf. Ende 1937 an der Universität Madras gehaltenen Vorlesungen. Es behandelt die Geschichte der britisch-indischen Verwaltung in den sechs Abschnitten: 1. Commercial Origins, 2. the Army and the Administration, 3. Land Revenue as Maker of the Administration, 4. The Hold of the Frontier, 5. The State made by the Administration, 6. Social and political Ideas forged by the Administration. Jedes Kapitel gliedert sich in eine große Zahl von kleinen Abschnitten, in welchen die verschiedensten Themen erörtert werden. Ich gebe nur

einige Beispiele: Nepotismus in der Ostindischen Kompanie. Gehälter und Urlaubsrecht der Beamten. Monopole auf Salz und Opium. Batta (Extra-Zahlungen an Offiziere und Soldaten). Das Verhältnis des Militärs zur Zivilverwaltung. Die europäischen und die indischen Truppen. Die Armeeverwaltung als Städtegründer. Das Zamindari-System. Das Amt des Canungo, Patwari und Darogah. Das Ryotwari-System. Der Fall des Casee Chetty, eines Großbetrügers. Cutcherry und Sheristadar. Die Methoden zur Befriedung der Nordwest-Grenze. Die Organisation der Polizei, des Post- und Forstwesens. Die Verträge mit den indischen Staaten. Sklaverei und Zwangsarbeit. Der Kampf gegen religiöse Mißbräuche. Die Anfänge der Selbstverwaltung. Wie man sieht, erteilt das Werk über Fragen der verschiedensten Art Auskunft und Belehrung. Als Quellen dienten zahlreiche amtliche Berichte und Einzelschriften. Da der Verf. weder ein Literatur-Verzeichnis beifügt noch in den Anmerkungen Druckort und Erscheinungsjahr der von ihm benutzten Werke angibt, in der Mehrzahl der Fälle aber nicht einmal die Seitenzahlen der angezogenen Stellen nennt, ist eine Verifizierung der Zitate kaum möglich. Mit Angaben wie "Lee Warner's Life of the Marquis of Dalhousie vol. X" oder "Michael O'Dwyer: India as I know it" wie auf S. 139 bzw. 427 steht, ist dem Wissenschaftler natürlich nicht gedient. Leider wird die Benutzbarkeit des Werkes dadurch erschwert, daß die 660 Seiten Text nur durch ein Inhaltsverzeichnis von ganzen neun (!) Zeilen erschlossen werden und daß ein Index fehlt. Es ist sehr zu bedauern, daß der reiche Inhalt des Buches infolge dieser Mängel nicht recht zur Geltung kommt und es bleibt zu hoffen, daß eine neue Auflage Gelegenheit gibt, diese buchtechnischen Unvollkommenheiten zu beseitigen.

Bernatzik, Hugo Adolf: **Die Geister der gelben Blätter.** Forschungsreisen in Hinterindien. Unter Mitarbeit von Emmy Bernatzik. Mit 204 Bildern. München: F. Bruckmann 1938. (240 S.) gr. 8°. RM 7.80. Bespr. von Siegfried Behrsing, Berlin.

Hervorragend fotografiertes und anschauliches völkerkundliches Bildmaterial, das in Büchern und öfters in illustrierten Zeitschriften seinen Weg in die Öffentlichkeit gefunden hat, hat das vielgereiste Ehepaar Bernatzik weithin bekannt gemacht. Das vorliegende Buch wendet sich ebenfalls, wie das Vorwort sagt, „an weite Leserkreise". Es gibt daher von einer in den Jahren 1936/37 unternommenen Hinterindien-Reise nicht einen trockenen Expeditionsbericht, sondern eine Art Reisetagebuch, das in gewandter Weise von mancherlei Abenteuern erzählt und den Leser über den stimmungsvollen Schilderungen die Schwierigkeiten des Unternehmens vergessen läßt. Wer allerdings auf Genauigkeit Wert legt, wird weniger auf seine Kosten kommen, da im ganzen Buch keine einzige exakte Datumangabe zu finden ist und die beiden beigegebenen Kartenskizzen für ein eingehenderes Verfolgen des Reiseweges leider nicht ausreichen.

Eingebettet in den Reisebericht ist eine Monographie über Bernatziks Neuentdeckung, den Primitivstamm der Phi Tong Luang, der „Geister der gelben Blätter", nach denen das Buch seinen Namen erhalten hat. Bernatzik ist es offensichtlich weniger darum zu tun, dieses Völkchen aus seinen Voraussetzungen und seiner Umgebung heraus zu verstehen als darum, uns die zweifellos große Primitivität dieser scheuen Waldbewohner drastisch vor Augen zu führen. Er begnügt sich darum nicht mit einer Schilderung des geringen Umfangs ihrer materiellen und geistigen Kultur, sondern unterwirft die Leute einer Art psychologischer Begabungsprüfung, eine Methode, welche m. E. einem so primitiven und doch so geschlossenen Menschentum gar nicht gerecht werden kann. Viel mehr davon scheint mir in den Bildern, vor allem in den prachtvollen Köpfen, eingefangen zu sein.

Ich glaube, daß dieses schöne „Bilderbuch" allen denjenigen, die sich für ferne Völker und Länder interessieren, viel Freude bereiten wird.

Ostasien.

Chiang Yee: Chinese Calligraphy. An Introduction to its Aesthetic and Technique. With a Foreword by Lin Sen. London: Methuen & Co. [1938]. (XIV, 230 S., 155 Textabb., 6 Taf.) gr. 8°. 21 s. Bespr. von Max Loehr, Peking.

Kaum ein Jahr nach dem Erscheinen von Yang Yu-hsun's „Calligraphie Chinoise" (s. d. Bespr. OLZ 1940 Sp. 328) liegt, wiederum aus chinesischer Feder, ein neues Buch über die chinesische Schreibkunst vor. Der Verf. Chiang Yee (Dsiang I 蔣 彝), bekannt geworden mit seiner Abhandlung über chinesische Malerei, "The Chinese Eye", ist Maler und — wie Exz. Lin Sen 林 森 in seinen Begleitzeilen hervorhebt — selber befähigter Kalligraph. Das Buch ist eingestandenermaßen als Einführung für Nichtvorgebildete geschrieben, was nicht hindert, daß es auch ein Sachkenner mit Gewinn zur Hand nehmen wird, schon des vorzüglichen und anregenden Abbildungsmaterials wegen, mit Schriftproben berühmter Kalligraphen von der Frühzeit an bis zur Gegenwart. Diese Schriftproben erscheinen im Zusammenhang mit einem Kapitel über die „Stile", deren formale Merkmale und traditionelle Entstehungsgeschichte deskriptiv behandelt sind; Entwicklungsfragen werden gelegentlich gestreift. Die Charakterisierungen der Schriftstile ließen sich begrifflich schärfer fassen. Z. B. heißt es von der Siegelschrift, Dschuan-schu, (wofür in der englischen Umschrift fälschlich chüan statt chuan gebraucht wird), daß die Charaktere "dignified and sublime, and designed to endure for many generations" seien und "firmly patterned strength" besitzen (S. 45, 46). Neben solchen

Formulierungen, die ebensogut für andere Schriften gelten, finden sich jedoch wieder recht glückliche Wendungen, namentlich in einigen knappen psychologischen Auslegungen bestimmter Beispiele von Kalligraphien, in denen sich die Persönlichkeit des Schreibenden spiegelt, deren äußere Erscheinung sogar in den Schriftzügen ausgeprägt sei. In derartigen Beobachtungen und intuitiven Urteilen, aus denen der Chinese und Künstler spricht, liegt ein geistiger Reiz, der weit eher als die etwas gedehnten Ausführungen systematischer Art über "Strokes", "Technique", "Composition" (Kap. V—VII) der erlebnishaften Vermittlung des Stoffes angemessen und dienlich ist, ein Reiz, der auch das Hauptkapitel, "The Abstract Beauty", auszeichnet. Der folgende Absatz (S. 107) ist diesem Kapitel entnommen:

„Für die Chinesen selbst ist die Kalligraphie die grundlegende künstlerische Äußerung ihres nationalen Geistes. Rhythmus, Struktur und Linie sind in der Kalligraphie vollkommener verkörpert als in Malerei oder Skulptur, selbst Form und Bewegung erscheinen in ihr zumindest in gleichem Maße. Jedes chinesische Schriftzeichen, in seinem Viereck aufgebaut, bietet dem Kalligraphen eine fast unendliche Reihe von Struktur- und Kompositionsproblemen, während das fertige Zeichen dem Leser als ein formales Gefüge vorliegt, dessen abstrakte Schönheit den Geist von der inhaltlichen Bedeutung des Zeichens fortzuziehen vermag. So manche unter unsern Gelehrten haben bekannt, wie ihr Geist abschweifte beim Betrachten der geheimnisvollen Linien und Strukturen irgendwelcher Zeichen — Zeichen, die so beschaffen sind, daß sie dem Bewußtsein indirekt ästhetisch befriedigende Werte (equilibria) für sichtbare Kräfte und Bewegungen zutragen. Denn es besteht in jedem guten chinesischen Schriftstück eine Harmonie, die eine Quelle höherer Freude ist als die Freude am bloßen Verstehen des Gedankens. Wem der Sinn für abstrakte visuelle Schönheit fehlt oder die Fähigkeit nicht gegeben ist, sie in den chinesischen Schriftzeichen zu erfahren, dem wird die Begeisterung chinesischer Kenner, die über eine einzige Linie oder eine Gruppe von Linien ohne sichtlichen logischen Inhalt den Kopf verlieren, leicht überspannt vorkommen; aber solche Begeisterung ist eben nicht unangebracht, und es ist meine Absicht zu erklären, woher sie kommt." Ich führe den Abschnitt ungekürzt an, weil er — bemerkenswert auch hinsichtlich der Höhe des sprachlichen Ausdrucks — über Geist und Niveau des Buches etwas besagen kann.

Um das Wesen der chinesischen Charaktere, worüber in "Introduction" und "Origin and Construction of Chinese Caracters" (Kap. I u. II) genug des Sachlichen gesagt wird, zu beleuchten, greift Verf. nun zu einem merkwürdigen und gewagten Vergleich mit dem Surrealismus. Es ist bemerkenswert zu erfahren, daß die Bestrebungen dieser Richtung "cause no shock to the Chinese mind" (S. 108). Was ist aber damit gewonnen, wenn man ein Siegelschriftzeichen neben eine isolierte Form von Hans Arp stellt? Von den ganz anderen geistigen Voraussetzungen und der Unmöglichkeit des Vergleichs zwischen Bildkompositionen und Schriftzeichen abgesehen, bleibt ein tiefer wesenhafter Widerspruch bestehen zwischen dem die Erscheinung faßlich abkürzenden Piktogramm bzw. „logischen Verbindungen" solcher Kürzungen (*hui-i* 會 意, eine Gattung der sechs Konstruktionsweisen, *liu schu* 六 書) und dem surrealistischen Bilde, das in bewußt unlogischer Verknüpfung von Erscheinungen und absoluten Formen Irrationales ausdrückt. Eine Bestätigung solchen Widerspruchs ergibt sich aus den weiteren Ausführungen, wo es heißt, daß „die Natur den Kalligraphen inspiriere" und sogar die Bewertung des kalligraphischen Strichs davon beeinflußt sei, in welchem Maße er belebte Natur ins Bewußtsein rufe; selbst die sieben Standardtypen der Hauptpinselstriche, „sieben Geheimnisse, *tsi miao* 七 妙" genannt, werden mit Naturgebilden oder Naturvorgängen assoziiert (vgl. S. 111ff.).

Zwingender erscheint — insofern das geschriebene Zeichen ein ausgewogenes, dynamisches Gebilde von gegeneinander wirkenden Bewegungen darstellt — der Vergleich mit dem Tanz, der dann anschließend an sehr lebendige Sätze über das Wesen des kalligraphischen Zeichens durchgeführt wird, vielleicht nur ein wenig zu breit für diesen aphoristischer Fassung holden Gedanken. Schriftbeispiele und Zeichnungen verdeutlichen den Inhalt dieses sehr lesenswerten Abschnitts.

Die folgenden Kapitel bilden eine trockenere Lektüre. Sie enthalten systematische Zusammenstellungen, mehr zum Nachschlagen geeignet, die eigentlich allein den Sinologen angehen und den Laien höchstens eben der verblüffenden Systematik wegen interessieren werden, mit der alle erdenklichen Einzelheiten, die zur Kalligraphie gehören, festgelegt und klassifiziert sind. Wertvoll ist die Liste aller vorkommenden, meist in Kai-schu wiedergegebenen Stricharten, worin die Pinselbewegungen und Wendungen mittels eingefügter Pfeile genau markiert sind (S. 153—162); dankenswert und erhellender als lange Abhandlungen ist auch die Wiedergabe schlecht ge-

schriebener Striche (S. 164), denen die ideale Konstitution hinsichtlich „Fleisch und Bein, Muskeln und Blut" fehlt und welche „die acht Leiden, *ba bing* 八病" heißen. Aus dem Kapitel „Composition", worin „vierzehn Regeln", d. h. theoretisch ausgeklügelte Prinzipien des Aufbaues behandelt sind, die Instinkt und Geschmack in der Praxis als überflüssig erscheinen lassen, möchte ich den wichtigen Satz über Stilentwicklungen hervorheben. Was sich im Laufe der Dynastien ändere, sei nicht so sehr der Strich — "brushwork never changes" —, als vielmehr die Komposition. Darin komme auch der besondere Charakter der Epochen zum Ausdruck, wie die Grazie unter den Dsin, Ordnung und Disziplin unter den Tang, Gedanklichkeit und Individualismus unter den Sung (vgl. S. 166—167). — Die lapidare Kürze eines vom Verf. (S. 187) übersetzten Textes, Lun Schu 論書, angeblich von Ou-yang Sün 歐陽詢, einem berühmten Tang-Kaligraphen, nötigt unwillkürlich zum Vergleich mit der Breite des modernen Buches, das sich die Knappheit nicht zum Gebot gemacht hat. Wenn es dem Buche aber darauf ankommt, die Beschäftigung mit der chinesischen Schrift oder ihre Erlernung anzuregen, so kann es diesem Ziele wohl dienen. Man liest es nicht, ohne immer wieder zum Pinsel oder der verpönten Feder zu greifen und sein Heil als angehender Kalligraph zu versuchen.

Der eben angeführte Text des Ou-yang Sün ist übrigens in der Literatur nicht zu ermitteln. Es scheint ein nicht ganz korrektes Zitat vorzuliegen. Dasselbe ist der Fall hinsichtlich des Titels "Fifteen Essays on the Great Seal" (S. 41) für das dem Historiographen Dschou (9.—8. Jahrh. v. Chr.), dem Schöpfer der Großen Siegelschrift, zugeschriebene Werk, als welches sonst das (verlorene) Schi Dschou Pien 史籀篇 genannt wird. Die Bibliographie ist überhaupt eine schwächere Seite des Buches. Der Anfänger, für den es gedacht ist, wird sich der nachgewiesenen chinesischen Werke nicht bedienen können, die andererseits für ein umfassendes Studium nicht ausreichen. Zudem ist fast keiner der Titel korrekt transkribiert, eine Nachlässigkeit, die sich durch das ganze Buch zieht und die schließlich einfach aus Rücksicht auf den Leser doch ohne große Schwierigkeit hätte vermieden werden können. Man würde mit der Aufzählung dieser Umschriftmängel nicht fertig. Ich greife wenigstens einige bekannte Namen heraus; allenthalben findet sich Yen Cheng-ch'ing statt Yen Chên-ch'ing; Liu Kung-chüan statt Liu Kung-ch'üan; Li P'o statt Li Po; Teng Shih-yü statt Têng Shih-ju; Cheng Chi-yü statt Ch'ên Chi-ju; Wu Ta-chen statt Wu Ta-ch'êng. Ferner S. 5: *hsi tzŭ* 習字 statt 惜字 im Ausdrucke 習字塔 "Pagoda of Compassionating the Characters"; S. 20: *hsü-ch'i* statt *shu-ch'i* 書契; S. 29: *lung* statt *nung* 農; S. 22: 足 und 手 vertauscht; S. 47: Pei-Yü Tun 白魚敦 statt Po Yü Tui 伯魚敦 (Opfergefäß Tui des Grafen Yü); S. 47: Duke of Chü 朱 (sic!) 公 statt Duke of Ch'u 楚公; S. 63: Chin-Kan Doctrine statt Chinkang Doctrine; S. 93: Tu Ts'o statt Tu Ts'ao 杜操; S. 148: Tien Hsai statt T'ien-hsia. (Der Klarheit halber folge ich hier der englischen Umschrift des Buches). Dieses Gekrittel will den Wert des Buches nicht herabsetzen; die Namensumschriften geben nicht den Ausschlag gegenüber der positiven Leistung, aber gerade weil das Buch seine Meriten hat, ist es schade, solche ungewöhnliche Sorglosigkeit auf diesem Gebiete feststellen zu müssen. Auch Zahlen sind nicht immer belanglos; sicher dann nicht, wenn man (S. 24) liest, daß die Zahl der chinesischen Schriftzeichen gegenwärtig „eine halbe Million" erreicht habe (— ein Zehntel würde ungefähr zutreffen —), mit der tröstlichen Anmerkung, daß man sich dadurch nicht vom Studium, das nur 4000 Zeichen erfordere, abschrecken lassen dürfe. —

Einen merkwürdigen und bedeutungsvollen Satz, der in das geistige Verhältnis des Europäers gegenüber China hineingreift, möchte ich noch zum Schlusse anführen, weil er gehört zu werden verdient. Hier sagt Chiang Yee (S. 108) folgendes: "Until recently Europeans tended to think of the Chinese mind as something highly mysterious. The Chinese, of course, never thought of themselves in this way, and the mystery must therefore have been the result of misunderstanding . . .". Die hier ausgesprochene Beobachtung ist symptomatisch für die Phase unseres Verstehens. Chiang Yee's Buch kann an seinem Teil mithelfen, unser Verständnis für die chinesische Kultur zu vertiefen, auch wenn es ihm nur gelänge, oberflächliche Vorstellungen von exotischem Geheimnis zuerst einmal zu erschüttern.

Afrikanistik.

Westermann, Diedrich: **Afrikanische Tabusitten in ihrer Einwirkung auf die Sprachgestaltung.** Berlin: Verlag d. Akad. d. Wiss., in Komm. W. de Gruyter & Co. 1940. (22 S.) 4° = S.-A. a. d. Abhandl. d. Preuß. Akad. d. Wiss., Jg. 1939, Phil.-hist. Klasse Nr. 12. RM 1.50. Bespr. von A. Klingenheben, Hamburg.

In vielen Teilen Afrikas sind Geheim- und Sondersprachen anzutreffen, die zwar gelegentlich rein spielerischer Natur sind, sehr oft aber religiöse Bedeutung haben und auf Tabusitten

und Tabuvorstellungen beruhen. W. bespricht ihr Vorkommen u. a. in Verbindung mit Jugendweihen, in Geheimbünden, als Frauensprache, von denen ja die bei den Zulu verbreitete besonders bekannt ist, als Priestersprache usw. Bei der Besprechung der seltener vorkommenden Geheimsprachen Afrikas, die selbständige linguistische Einheiten bilden, geht W. ausführlich auf das Yehwe ein, das in dialektisch verschiedener Form in Geheimbünden von Süd-Togo und Dahome gesprochen wird. W. gibt eine vergleichende Übersicht von 5 Yehwe-Dialekten, indem er einen Teil von Wörtersammlungen veröffentlicht, die er in der Hauptsache selbst in Togo aufgenommen hat. Außerdem gibt W. eine vergleichende Tabelle einiger Pronomina und Zahlwörter des Yehwe und bespricht die einzelnen Bildungen und Ausdrücke der Sprache namentlich in ihrem Verhältnis zum Ewe, mit dem die Yehwe-Dialekte u. a. Lautstand und grammatischen Aufbau teilen. Die Abhandlung bedeutet, besonders auch durch diese Darstellung des Yehwe, eine wertvolle Erweiterung unserer Kenntnis der eigenartigen Geheimsprachen Afrikas.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

*** = Besprechung: der Besprecher steht in ( )**

Acta Orientalia 18 1939/40:

1 1—14 J. Pedersen, Canaanite and Israelite Cultus ("we see how the Israelites have changed events of cult that denote the fight about the balance of elements of life in the cosmic order, to a glorification of their god and his claim to absolute dominion. It is the characteristic feature that in the only festival legend with a dramatic element known in Israel [sc. Passah] the material is not taken from nature but from history . . ."). — 15—49 H. Lüders, Zu und aus den Kharoṣṭhī-Urkunden (enthält neben vielen wichtigen Einzelbeobachtungen auch weittragende Untersuchungen zur lautlichen Entwicklung). — 50—79 J. Gonda, Alliteration und Reim im Satzbau des Atharvaveda I—VII. — 80 New books sent to the editor.

2 81—102 H. Goetz, Late Indian Architecture (mit 5 Taf.: feinsinnige Charakterisierung der Kunstentwicklung des 18. und 19. Jh.s als Ausdruck der gesellschaftlichen Entwicklung und ihrer Ideale). — 103 bis 23 P. H. L. Eggermont, The Date of Aśoka's Rock Edict XIII (genaue Prüfung der Regierungszeit von Magas von Cyrene und Alexander von Epirus führt darauf, daß das Edikt vor oder in 255 veröffentlicht wurde). — 124—37 C. Peters, Von arabischen Evangelientexten in Handschriften der Universitäts-Bibliothek Leiden (u. a. zur Klärung der Grundlage, auf der die alten arabischen Übersetzungen beruhen: wichtiger Beitrag zur Klassifizierung dieser!). — 138—44 G. Morgenstierne, 'Pashto', 'Pathan' and the treatment of *r* + Sibilant in Pashto ("Phonetically *Paṣto* would go back to **parsawā*, a fem. adjective: 'the Parsu' [sc. language]"). — 145—60 New books sent to the editor (hervorzuheben J. Pedersens Besprechung von H. Torczyner, The Lachish Letters).

3/4 161—3 J. Pedersen, Arent Jan Wensinck (7. August 1882—19. September 1939). — 164—205 W. Ruben, Schamanismus im alten Indien (weist eine ganze Reihe von Zügen nach — „Himmelsreise" u. a. —, die aus dem Schamanismus, wie er besonders von Harva, Die religiösen Vorstellungen der altaischen Völker, gezeichnet ist, verständlich sind. Wichtig auch für die Zeitbestimmung des Schamanismus: „wenn . . . bereits im 6. Jh. Schamanismus in Indien gelebt hat und gar vor den Ārya dorthin gelangt ist, muß er bereits im 2. Jt. in Innerasien geblüht haben"). — 206—57 G. Morgenstierne, Notes on Bashkarīk (Phonetik, Bemerkungen zur Formenlehre, Wörterverzeichnis des im oberen Panjkora-Tal gesprochenen, dem Torwali verwandten Dialekts). — 258—311 S. H. Taqizadeh, The Early Sassanians. Some chronological points open for a possible revision (mit einem Exkurs über den manichäischen Festkalender). — 312—6 New books sent to the editor. R. H.

Africa. Journal of the International Institute of African Languages and Cultures 12 1939:

3 (July) 265—6 Linguistics in Africa. — 267—84 A. Burssens, Le Tshiluba, langue à intonation (phonologische und tonologische Studie dieser im belgischen Kongo weitverbreiteten Bantusprache). — 285—307 G. Pfeffer, Prose and Poetry of the Ful'be (die verschiedenen Literaturarten der Ful Nordkameruns mit einigen Proben in englischer Übersetzung). — 308—18 C. M. Doke, European and Bantu Languages in South Africa (faßt die Bantusprachen der Union zu 5 Gruppen zusammen und erörtert ihre Aussichten als Unterrichtssprachen im Vergleich mit dem Englischen). — 320—34 I. C. Ward, A Short Phonetic Study of Wolof (Jolof) as Spoken in the Gambia and in Senegal (phonetische Untersuchung der beiden Dialekte nebst einem Text im Gambiadialekt). — 335—49 J. Lukas, Linguistic Research between Nile and Lake Chad (Überblick über die bisherige Forschung; Versuch einer Gruppierung der Sprachen). — 350—6 D. Westermann, Notes on a Collection of Linguistic Material (53 an Hand der vom Institut herausgegebenen Anleitung aufgenommene Sprachen und Dialekte). — Notes and News (Centres for the Study of African Languages). — *D. M. Beach, The Phonetics of the Hottentot Language (H. J. Uldall). — *J. Lukas, Zentralsudanische Studien (H. Sölken). — *R. Coupland, East Africa and its Invaders (O. Karstedt). — *H. Dubois, Monographie des Betsiléo (Madagascar) (H. Labouret). A. Klingenheben.

Aegyptus 19 1939:

3 186—92 V. Bartoletti, Papiri inediti Fiorentini II: Manuale di Astrologia (griech. Text, 2. Jh. n. Chr.). — 193—209 M. Cramer, Texte zur koptischen „Totenklage" (Aufzählung, sachliche und sprachliche Erläuterung.) — 215—26 A. Stein, Die Präfekten von Ägypten unter Commodus (die bisher bekannte Reihe wird erweitert und berichtigt). — 227—38 G. Boson, Alcune iscrizioni inedite sumere della III. dinastia di Ur del Museo Egiziano di Torino.

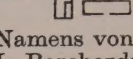
20 1940:

1. 2 17/8 L. Giabbani, Esortazione di preghiera (aus einem griech. monophys. Kirchengebet mit Hervorhebung des Severus). — 43—7 Giov. Ausenda, Contributo allo studio dell' omiletica cristiana nei papiri greci dell' Egitto (Bruchstücke christl. Predigten, nach der Zeit geordnet). — 48—50 A. Co-

lonna, Ad papyrum mag. Paris. (Preisendanz IV 3043; im Texte sei, wie Εβουσαιον in ἀβυσσαῖον [Terzaghi], so Φαρισαιον in θαλασσαῖον zu verbessern). — 61—8 U. Monneret de Villard, L'iscrizione etiopica di Ham e l'epigrafia meroitica (Form, Schrift u. dgl. des Grabsteins).

3 129—208 L. Antonini, Le chiese cristiane nell' Egitto dal IV al IX secolo (Namensheilige der Kirchen; Bau- und Kultgerät, Personal, rechtl. und wirtschaftl. Lage, Asylrecht, Liste der Kirchen nach Orten). — 214—31 A. Calderini, I precedenti del Canale di Suez nell' antichità (von prähist. bis zu arab. Zeit). W. Schubart.

Annales du Service des Antiquités de l'Égypte 38 1938:

1—20 M. Kamal, Gift of His Majesty King Faruk Ier (1937) to the Egyptian Museum (with 4 plates. Später Sarg eines Ptahpriesters aus Memphis. Opfertafel eines Siegelvorstehers Achtoi MR. Hölzerner Untersatz mit Namen des Königs Antef *Nb-ḫpr-Rʿ* 17. Dyn.). — 21—8 R. Engelbach, A hitherto unknown statue of King Tutankhamûn (mit 1 Tafel. Kairo 42091 aus der Karnaker Cachette verglichen mit der durch neue Funde ergänzten gleichartigen Statue Kairo 66757). — 29—34 M. Kamal, An unpublished Middle Empire coffin in the Egyptian Museum (mit 2 Tafeln. Gewöhnlicher Typ). — 35—45 A. Fakhry, Stela of the boat-captain Inikaf (vermutlich von Zawaydeh nördlich Ombos. Wohl Herakleopolitenzeit). — 47—51 R. Engelbach, A coptic ostrakon mentioning Jēb (Elephantine) mit 1 Tafel. — 53—61 Selim Bey Hassan, A representation of the solar disk with human hands and arms and the form of Horus of Beḥdet as seen on the stela of Amenhetep IInd in the mud-brick temple at Giza (mit 1 Taf., dabei Übersetzung der Inschrift ohne bes. geschichtlichen Inhalt). — 63—7 A. Bataille, Une stèle grecque de Deir el Bahari (röm. Kaiserzeit. Dedikation τοῖς κυρίοις, wohl die Heilgottheiten, die seit der ptol. Zeit im Tempel von Deir al Bahari verehrt wurden). — 69—84 L. Habachi, Découvertes de Karnak (1936—1937) mit 3 Tafeln (Einzelfunde von Stelen und Plastik, hauptsächlich aus Dyn. 20—22; bemerkenswert fragmentierte Mantelstatue eines Beamten aus der Zeit Amenophis' II. Taf. 12, 2). — 85—93 J. J. Clère, Un graffito du roi Djet dans le désert arabique (Horusname des Djet-Athothis 1. Dyn. mit beigesetztem Zeichen , das also wie ein Königstitel verwendet wird). — 95—107 R. Engelbach, A limestone head of king Akhenaten in the Cairo Museum (mit 5 Taf. Jugendlicher Kopf des Echnaton aus Besitz des Königs Fuad, anscheinend aus einer Gruppe mit der Königin Nofretete, also ähnlich den Skulpturen an den Grenzstelen von Amarna). — 109—16 Ét. Drioton, Note sur un cryptogramme récemment découvert à Athribis (mit 2 Taf. Änigmatische Wiedergabe des Namens Athribis, Harchentechtai u. a. in Inschrift der 30. Dyn. vom Tempel in Athribis). — 117—24 M. Raphael, Un bloc trouvé à Matariya (mit 1 Taf. Block aus einem Grab der 12. Dyn. bei Heliopolis mit Aufforderung zum Sprechen eines Opfergebetes; zum Grab vgl. Annal. du Serv. 37 S. 80). — 127—56 A. Lucas und A. Rowe, The ancient Egyptian Bekhen-stone (Nachweis sämtlicher inschriftlicher Erwähnungen und Erörterung über die Gesteinart nach den inschriftlich aus *bḫn*-Stein gefertigten Denkmälern: sicher die gewöhnlich als „Schist" bezeichnete Grauwacke des Wâdi Hammâmât). — 157—95 A. Rowe, New light on objects belonging to the generals Potasimto and Amasis in the Egyptian Museum (mit 5 Taf. wertvolle Zusammenstellung der Denkmäler der beiden Generäle Psametichs II. (26. Dyn.), bes. genaue Beschreibung des Sarges des Potasimto, gefunden in Kom Abu Yasîn im Ostdelta, wo sein Vater Hoherpriester war). — 197—208 M. Hamza, The correct reading of the place-name  (mit 2 Taf. zur Schreibung des Namens von Athribis vgl. oben S. 109f.). — 209—15 L. Borchardt, *Ḫnt-kꜣ · w-ś*, die Stammutter der 5. Dynastie (Bemerkungen zu Junkers Behandlung der Inschrift der Königin von ihrem Grab in Giza Mitt. Dt. Inst. Kairo 3 S. 123f. nach einer Erwähnung der Königin in den Abusirpapyris aus der Zeit des Neferirkerê). — 217—30 A. Hamada, A stela from Manshîyet eṣ-Ṣadr (mit 1 Taf. Stele Kairo 34504 gefunden bei Heliopolis, behandelt von A. Bey Kamal in Rec. de trav. 30 S. 213f. aus dem 8. Jahre Ramses' II. berichtigter Text und Übersetzung der wichtigen Inschrift). — 231—46 Ét. Drioton, Deux cryptogrammes de Senenmout (mit 2 Taf. Änigmatische Inschriften auf dem Block Kairo 42114 und der Berliner Statue Urk. IV 403/406, die den Namen der Königin Hatschepsut umschreiben). — 247—9 O. Guéraud, Sur la provenance de deux textes magiques du Musée du Caire (Herkunft des Liebeszaubers Pap. Kairo 60636 J. d'entrée aus Hawara, des Haßzaubers Kairo 36059 aus Oxyrynchos). — 251—2 G. Brunton, Syrian connections of a composite bow (syrische Beziehungen des Eigentümers des zusammengesetzten Bogens Kairo 31389). — 253—63 L. Keimer, Sur l'identification de l'hiéroglyphe *Nḥ* (mit 1 Taf. wahrscheinlich Numida ptilorhyncha: das Perlhuhn). — 265—83 M. Kamal, The stela of ⊙ in the Egyptian Museum (mit 1 Taf. Stele Kairo Catal. 20538 über die Mysterien des Osiris in Abydos unter der 12. Dynastie). — 285—96 R. Engelbach, Some remarks on Ka-statues of abnormal men in the Old Kingdom (mit 4 Taf. Statuen von Zwergen und Männern mit Körpergebrechen; Bemerkungen über Bedeutung der rechten und linken Seite im AR). — 297—331 L. Keimer, Remarques sur quelques représentations de divinités-béliers et sur un groupe d'objets de culte conservés au Musée du Caire (mit 6 Taf. Erörterungen über den Wechsel der ägyptischen Schafrassen; Hinweis auf Vorkommen vierhörniger Widder in Nordafrika; die Verwendung der bekannten in Widderköpfe auslaufenden Stäbe, *Wr·t-ḫkꜣw* genannt, beim Mundöffnungsritual ist übersehen). — 333—46 Zaki Y. Saad, Handles for copper piercers or gaming pieces (mit 4 Taf. aus dem Grab des Hemaka in Sakkara. Abweichende Erklärung gegenüber Emery). — 347—52. J. Leibovitch, Quelques remarques au sujet du Papyrus Anastasi I. — 353—4 B. Grdseloff, La lecture et le sens du mot (versucht anstatt *dbꜣ* eine Lesung *dbꜣḥ* zu erweisen). — 357—68 H. Ricke, Der Tempel „Lepsius 16" in Karnak (Grabungsvorbericht mit 3 Taf. vgl. Annal. du Serv. 37 S. 71f.: Stationsheiligtum der Hatschepsut dicht vor der Umfassungsmauer des Muttempels, anscheinend die inschriftlich bezeugte „erste Station des Amun, prächtig an Treppe". Name des gegenüberliegenden Tempels: *Pr-ḥn* = Lepsius 16?). — 369—90 R. Engelbach, The quarries of the western Nubian desert and the ancient road to Tuskha (mit 9 Taf. Auffindung

von Diorit-Brüchen, die bereits unter der 4. Dyn. benutzt wurden. Name: *Ḥ3m·t-Ḫwfw* auf einer Granitstele des Cheops; Erörterung der Transportwege zum Nil bei Tosehke). — 391—6 A. Rowe, Provisional notes on the Old Kingdom inscriptions from the Diorite quarries (zu den Inschriften im vorstehenden Artikel; Nachträge hierzu auf S. 678—688). — 397—434 A. Fakhry, Baḥria and Farafra Oases. A preliminary note on the new discoveries (mit 11 Taf. Erster ausführlicher Bericht über die seit Amasis (26. Dyn.) beginnenden Denkmäler dieser bisher wenig erforschten Oasen, Beschreibung der Kapelle des Amasis errichtet von einem Grafen der Oase *Ḏd-Ḫnsw-iwf-'nḫ*; Nachweis mehrerer z. T. bisher unbekannter Tempel). — 435—53 G. Roeder, Die Ausgrabungen in Hermopolis im Frühjahr 1938 (mit 4 Taf. Vgl. Mitt. Dt. Inst. Kairo 9 S. 40f.). — 455—9 W. B. Emery, A preliminary report on the architecture of the tomb of Nebetka (mit 10 Taf. Fund eines archaischen Ziegelgrabes in Sakkara aus der Zeit des Usaphais (1. Dyn.); Nachweis des Umbaus aus einer treppenförmig gestuften Anlage in die übliche Form der panellierten Fassade; sehr wichtig für die Entwicklungsgeschichte des Beamtengrabs zur Thinitenzeit). — 469—78 M. Pillet, Le temple de Khonson dans l'enceinte de Mout à Karnak (mit 2 Plänen; zur Baugeschichte dieses sehr zerstörten 1924/25 ausgegrabenen Heiligtums in der NO-Ecke des Mutbezirks; Bauaufnahme des Tempels Ramses' III. im Mutbezirk). — 479—92 A. Hamada, Une troisième tombe à El-Fousṭaṭ (mit 4 Taf. Fortsetzung der Annal. du Serv. 37 geschilderten Ausgrabungen in der Nekropolis von Alt-Kairo; Auffindung eines weiteren späten Massengrabes). — 493—501 S. Donadoni, Notizia sugli scavi della Missione Fiorentina ad Antinoë (mit 2 Taf. dabei eine koptische Grabinschrift). — 503—21 Selim Bey Hassan, Excavations at Saqqara 1937—1938 (mit 4 Taf. äußerst wichtige Ergebnisse am Totentempel des Königs Onnos, Fund von zahlreichen Reliefblöcken vom Taltempel und dem Aufweg des Tempels: Jahreszeitenbilder, geschichtliche Szenen: Mastaba des Vezirs *Nb-k3w-Ḥr* aus der Zeit des Onnos. Darstellung des „butischen Begräbnisses" vgl. dazu Junker Mitt. Dt. Inst. Kairo 9 S. 1f.). — 523—32 A. Rowe, Short report on excavations of the Institute of Archaeology, Liverpool, at Athribis (Tell Atrîb) (mit 1 Taf. geringfügige Funde von Amenophis III., Ramses II. bis zur Römerzeit; zu der gefundenen änigmatischen Inschrift mit dem Namen von Athribis s. Drioton S. 109f.). — 533—49 A. Vogliano, Rapporto preliminare della IVa campagna di scavo a Madînet Mâdi (R. Università di Milano) (mit 1 Taf. Fortsetzung der Arbeiten am Eingang zum Temenos, dem Prozessionsweg und einem Kiosk. Häuser neben dem Isicion). — 551—565 J. P. Lauer, Restauration et transfert au Museé égyptien d'un panneau orné de faiences bleues extrait de la pyramide à degrés à Saqqarah (mit 2 Taf. aufgebaut aus unvollendet gebliebenen Teilen der berühmten Scheintüren unter der Pyramide des Djoser). — 567—608 H. Chevrier, Rapport sur les travaux de Karnak 1937—1938 (mit 10 Taf. Aufbau des Prozessionstempels Sesostris' I. Zahlreiche z. T. recht interessante Reliefblöcke Amenophis' IV. aus Fundamenten der hypostylen Halle: Prozessionsdarstellungen mit Sängern, Tänzerinnen, Bauarbeitern). — 609—22 A. Abdel Salam, Rapport sur les fouilles du Service des Antiquités à Abou-Yassin (Charquieh) (mit 2 Taf. und 1 Plan; später Friedhof der Hauptstadt des 11. unterägyptischen Gaues; wichtig für die Kultgeschichte). — 623—40 J. Capart, Deuxième rapport sommaire sur les fouilles de la fondation égyptologique Reine Élisabeth à El-Kab 1938 (mit 1 Plan. Fundamentuntersuchungen in den Stadttempeln mit Inschriftbruchstücken seit 11. Dyn., aber wenig Bedeutendes). — 641—67 G. Steindorff, Die Grabkammer des Tutanchamun (mit 5 Taf. Die bisher nicht veröffentlichten Malereien der Grabkammer ähnlich dem Grab des Eje). — 671—5 *H. Grimme, Altsinaitische Forschungen (J. Leibovitch). — 675—6 *A. Rowe, A catalogue of Egyptian scarabs ... in the Palestine Archaeol. Museum (J. Leibovitch). — 677—97 Addenda zu den Aufsätzen von A. Lucas und A. Rowe S. 127f. A. Rowe (Dioritbrüche) S. 391f. L. Keimer S. 253f. und S. 297f. (Widderdarstellungen mit 1 Taf.). H. K.

Annali del R. Istituto Superiore Orientale di Napoli N. S. 1 1940:

87—95 J. Németh, Emphatische Formen in der türkischen Mundart von Vidin (Verdopplung von Konsonanten, Dehnung von Vokalen, Verschiebung des Tones unter Einwirkung besonderer psychologischer Faktoren). — 299—303 A. von Gabain, Die Verbform auf „-on" im Uigurischen (Reste eines alten Gerundiums auf -on, das u. a. in so geläufigen Wörtern wie *üčün, bilän, kin* vorliegt). R. H.

Die Antike 15 1939:

3 175—94 H. Krahe, Die Vorgeschichte des Griechentums nach dem Zeugnis der Sprache (bes. nichtindog. Elemente, kleinasiatisch u. a. Zeichen frühen Kultureinflusses). — 195—230 W. Kraiker, Nördliche Einwanderungen in Griechenland (erste Periode: bestimmender Einfluß der Schnurkeramiker = Streitaxtstämme; zweite Periode: Seevölker — Philister u. a. gegen Ramses III. — Phryger usw.; Illyrier drängen die Dorer nach Süden). — 231—64 J. Jüthner, Herkunft und Grundlagen der griechischen Nationalspiele (nicht auf Totenkult und Leichenfeier zurückzuführen, auch nicht auf den Götterkult, sondern auf weltliche Übung, die aus der Natur des Menschen sich ergab; ausgebildet von den Dorern).

16 1940:

1 1—10 W.-H. Schuchhardt, Bemalte archaische Sphinx (Studie über die Farben archaischer Bildwerke). — 11—37 K. Schefold, Griechische Spiegel (nackte Mädchengestalt als Spiegelträger und Spiegelgriff aus Ägypten zuerst in Sparta übernommen). 2 81—97 E. Meyer, Heinrich Schliemann (Lebens- und Charakterbild). — 115—41 A. Hekler †, Philosophen- und Gelehrtenbildnisse der mittleren Kaiserzeit (einige Porträtbüsten werden mit bekannten Namen verbunden, die geistigen Strömungen am Stile der Bildnisse nachgewiesen und diese kulturgeschichtlich verwertet). W. Schubart.

Antike und Christentum 6 1940:

Nicht ohne Wehmut können wir die beiden Hefte des Jahrgangs 6 dieser Zeitschrift anzeigen. Sie erschienen kurz vor dem Tode des Herausgebers und Verfassers, Franz Joseph Dölger. Sie sind, wie die ganze bisherige Zeitschrift, ein bleibendes Denkmal seiner fruchtbaren Gelehrsamkeit. Die Zeitschrift wird vorläufig von Theodor Klauser weitergeführt. 1 1—56 Das Sonnengleichnis in einer Weihnachtspredigt des Bischofs Zeno von Verona (im Anschluß an eine Stelle S. 166 Ballerini verfolgt Dölger die Bildverwendung: Christus als die wahre und ewige Sonne, das Weihnachtsfest als Sonnengeburtstag, die Apostel als Strahlen der Sonne Jesu bzw. als Zwölfstrahlenkrone des Sonnengottes). — 57—60 Das Ei als Heilszauber nach einer Predigt des Augustin (C. Lambot in Revue bénédictine 50, 1938, 5). — 61—64 Zum Oikiskos des Novatianus („Die antike Form des philosophischen Lebens und das älteste christliche Eremitenleben begegnen sich in dem

Häuschen des Novatianus"). — 65—80 Echo aus Antike und Christentum.

2 81—132 Zu den Zeremonien der Meßliturgie (Fortsetzung der Untersuchungen aus dem ersten und zweiten Band, speziell zum Thema des: Ite, missa est, das in kultur- und sprachgeschichtlicher Hinsicht eingehend analysiert wird). — 133—46 Die heilige Krankheit als Hindernis des Priestertums, eine Besessenheitsprobe im Dienste des Kirchenrechts (zu Gelasius I., Epistula 14, 19). — 147—51 Jesus als heiliges Licht bei Clem. Alexandr. — 152—6 Über einen Kopenhagener Jaspis mit der Ichthys-Formel. — 157—9 Bemerkung zu Tertullian Apologeticum 40, 2. — 180 Echo aus Antike und Christentum. G. Kittel.

Archiv Orientální 11 1940:

2/3 203—9 B. Hrozný, Sur les peuples caspiens (Sehr weittragender, aber auch sehr kühner Versuch, anknüpfend an Namensanklänge wie ägyptisch *Kuš*, die mesopotamischen Kassiten, *Kaspiai*, *Kušāna*, Kashmir usw. usw. eine welthistorisch wichtige Wanderung kaspischer Völker festzulegen, auf die u. a. die proto-indische Kultur hinweise. Da der Aufsatz auf größere neue Arbeiten des Verf. verweist, wäre es unbillig, die These als phantastisches Spiel mit entfernten Namensähnlichkeiten kurz abzulehnen). — 210—41 V. Pořízka, The Bhagavadgītā and the New Testament. Some notes on the presumed parallelism (S. 240f.: "The external form in which the ideas are clothed, the diction of the Bhagavadgītā and of the New Testament, may sometimes wipe out the discrepances between the East and the West, but the hearts of the adherents of both religions live quite different lives, their minds are inspired by disparate thoughts"). — 242—89 A. Grohmann, Arabische Papyri aus der Sammlung Carl Wessely im Orientalischen Institute (Orientální Ústav) zu Prag (Forts. von 10, 149—62: 20 weitere Texte verschiedenen Inhalts, vorwiegend Steuertexte, werden in der bekannten bewährten Methode des Verf. veröffentlicht; treffliche Photos lassen die erstaunliche Leistung des Verf. in ihrer ganzen Schwierigkeit erkennen). — 290—3 Oriental Institute in Prague. Annual Report 1939. — 294—313 Buchbesprechungen. R. H.

Atti della Reale Accademia d'Italia. Rendiconti della Classe di Scienze morali e storiche. Serie Settima 1 1939:

1—5 1—14 C. Conti Rossini, L'Iscrizione etiopica di Ham (antike, ausgezeichnet erhaltene Inschrift vermutlich 7.—8. Jh.). — 15—45 L. F. Benedetto, Nota Marcopoliana a proposito del Codice Ghisi. R. H.

Berytus 5 1938:

2 93—140 H. Ingholt, Inscriptions and sculptures frow Palmyra II (mit 17 Taf., Forts. von Bd. 3: 18 The tomb of Yarḥai, 'Atenûrî and Zabdibôl; 19 The tomb of Seleukos; 20 The tomb of Lišamš; 21 The tomb of 'Abd'astôr: Bearbeitung von Funden der Jahre 1924 und 1925, gleich wertvoll in architektonischer, glyptischer, epigraphischer und philologischer Hinsicht!). — 141—51 T. Canaan, The decipherment of arabic talismans (Forts. von Bd. 4: IV Signs and figures: wichtige Ergänzungen zu den Untersuchungen von Doutté, Winkler u. a.; besonders beachtenswert die Beobachtungen über das Verhältnis der Angaben der magischen Literatur zu den in der Praxis vorkommenden Amuletten).

6 1939—1940:

1 1—6 Glanville Downey, The political status of Roman Antioch (erklärt die Nachricht, daß Caracalla „Antiochenses colonos fecit salvis tributis", einleuchtend damit, daß C. nach der Bestrafung, die A. durch Septimius Severus erlitt und die dieser teilweise wiedergutmachte, zur weiteren Rehabilitierung der Stadt den Titel einer colonia gab, aber die Auferlegung eines Tributes, die S.S. vorgenommen, beibehielt). — 7—18 Vagn Häger Poulsen, Die Verhüllte aus Hama und einige Vermutungen (mit 3 Tafeln: glaubt, in dem Münchner Orpheus in Basalt ein Werk desselben Künstlers erkennen zu dürfen). — 19—25 O. E. Ravn, A Kassite seal from Hama (mit 1 Taf.). — 27—61 E. von Mercklin, Untersuchungen zu den antiken Bleisarkophagen (mit 13 Taf., Forts. von Bd. 3 und 5: VI Darstellungen der Siegesgöttin; VII Psychedarstellungen; VIII Eroten; IX Zu den tyrischen Särgen A 926 und A 927 in Brüssel; X Langseiten oder Deckel? XI Zur „Askalon"-Klasse; XII Bruchstücke von Bleisarkophagen im Museum der amerikanischen Universität in Beirut; XIII Bruchstücke aus der Gegend von Smyrna im Berliner Museum; XIV Verschiedenes). R. H.

Corona 9 1940:

6 575—602 H. H. Schaeder, Zarathustras Botschaft von der Rechten Ordnung (stellt der theologischen Verschleierung der persischen Religionsgemeinde eindrucksvoll und lebendig das historische Bild des ganz auf den Willen und die Wirklichkeit eingestellten Streiters für die rechte Ordnung gegenüber und weist ihm damit seinen Platz in der Entwicklung des Ariertums zu). R. H.

Englische Studien 74 1940:

1 19—26 Fr. Pfister, Eine orientalische Alexandergeschichte in mittelenglischer Prosabearbeitung (Die von W. W. Skeat, The Wars of Alexander, S. 279 bis 283 herausgegebene Geschichte aus der Hs. Dublin D. 4. 12 erweist sich als im wesentlichen die Riverssche Übersetzung aus dem Französischen des Guillaume de Tignonville, die ihrerseits auf der lateinischen Übertragung aus den spanischen *Bocados de Oro* beruht, einer Übersetzung von Mubaššir b. Fātik's *Muḫtār al-ḥikam*). R. H.

Ethnologischer Anzeiger 4 1940:

6 *A. Zischka, Abessinien (Heydrich). — *E. Littmann, Abessinien (Heydrich). — *H. Baumann, Schöpfung und Urzeit des Menschen im Mythus der afrikanischen Völker (S. Wolf). — *D. Westermann, Afrikaner erzählen ihr Leben (Heydrich). — 287—91 Br. Lessing, Pekinger Affentheater (deutsche Übersetzung eines chinesischen Textes). H. Jensen.

Genava. Bulletin du Musée d'Art et d'Histoire de Genève. 17 1939:

28—34 W. Deonna, Une collection de documents cunéiformes au Musée d'Art et d'Histoire (zu dem bisherigen kleinen Bestand von 24 Dokumenten, die meist Geschenk von A. Boissier waren und die meist in früheren Bänden verzeichnet waren, kam jetzt die umfangreiche, 834 Nummern zählende Sammlung A. Boissier, von denen hier nur 32 mit Angaben des Sammlers kurz beschrieben sind: es sind darunter Stücke vom 3. Jt. bis zur Perserzeit, aus den verschiedensten Fundstätten, darunter auch Nuzi, Kültepe und Boghazköy). — 167—263 W. Deonna, Euodia. Croyances antiques et modernes: I'odeur suave des dieux et des élus (I L'Antiquité; II Le Christianisme; III Explications de l'odeur de sainteté; im Anhang Listen von christlichen Heiligen, von denen dieser Zug berichtet wird). R. H.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck der August Pries GmbH. in Leipzig. — Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.